This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Music Department

V2934

DIE ANFÄNGE

DES

DEUTSCHEN MINNESANGES.

EINE STUDIE

VON

ANTON E. SCHÖNBACH.

GRAZ.
LEUSCHNER & LUBENSKY'S
UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1898.

ML183
S265

DEN

VORARLBERGER FREUNDEN

LUDWIG VON HÖRMANN

UND

HERMANN SANDER

IN TREUEN

ZUGEEIGNET.

Vorbemerkung.

Vor kurzem hat *Saran* in seinem aufsatze »Über Hartmann von Aue«, Beitr. 23, 1—103, die frage der chronologie von Hartmanns liedern neuerdings eingehend erörtert. dieser umstand, ferner das erscheinen des buches von *F. Piquet* »Étude sur Hartmann d'Aue« (Paris 1898), das ich zu besprechen hatte, endlich die notwendigkeit, für die vorlesungen das ganze problem wider durchzudenken, sie haben mir es auferlegt, den stand der sache von neuem vorurteilslos zu überprüfen. dabei bin ich, besonders mit rücksicht auf die arbeiten von Jeanroy und Gaston Paris, mehrfach zu ansichten gelangt, die sich von meinen früheren nicht unwesentlich unterscheiden, und ich lege hier darüber rechenschaft ab, weil ich hoffe, dadurch beizutragen, dass sich aus dem widerspruche der meinungen wenigstens für etliche feste punkte ein consensus plurium ergebe. ich unterbreite zugleich den fachgenossen einige neue vermutungen und neue tatsachen; mein wunsch ist, dass beide zur rechten beurteilung des schwierigen hauptproblemes an ihrem teile mitwirken möchten.

Graz, Frohnleichnam 1898.

Anton E. Schönbach.

Übersicht des Inhaltes.

1. Die litteratur über volkstümliche liebeslyrik vor dem deutschen minnesang s. 1. — zeugnisse s. 3. — R. M. Meyer's formelsammlungen s. 4. — die deutschen strophen der Carmina Burana s. 6. — die Kürenberger-strophen s. 9. — älteste lieder des minnesanges s. 11. — das zeitmass französischer einflüsse s. 12. — höfische lyrik und epik s. 13. — die objektiven gattungen s. 14.

2. Die litteratur über den ursprung der romanischen lyrik s. 15. — grössere ergiebigkeit der überlieferung s. 16. — die alten objektiven gattungen s. 16. — refrain s. 17. — deutsche refrains s. 18. — das tagelied s. 19. — der *débat* s. 21. — die *pastourelle* s. 21. — ihr verhältniss zur deutschen lyrik s. 23.

3. Nachgewiesene bezüge zwischen romanischer und deutscher lyrik s. 25. — mögliche wege des romanischen einflusses s. 26. — stellung Friaul's s. 27. — die historische entwickelung von Friaul s. 28. — die umgangssprache dort s. 30. — beziehungen zwischen Friaul und den deutschen Alpenländern s. 31. — die deutsche adelsgesellschaft des landes s. 33. — vermittlung zwischen Provence-Italien-Deutschland s. 33. — Thomasin von Circlaria s. 34.

4. Das geschlecht der Cerchiari s. 35. — verwendung der bibel im Welschen gast s. 36. — canonicus zu Aquileja s. 37. — die antike bei Thomasin s. 38. — weltliches wissen s. 39. — hauptquellen des Welschen gastes s. 39. — die Philosophia moralis des Wilhelm von Conches

s. 40. — der Anticlaudianus des Alanus ab Insulis s. 42. — die Philosophia mundi des Wilhelm von Conches s. 45. — des Joannes Sarisberiensis De septem septenis s. 46. — der Polycraticus s. 46. — das gespräch mit der feder s. 47. — geistlicher stand des autors s. 48.

5. Der Welsche gast gibt aristokratische standespoesie s. 49. — seine ansicht über die ketzer s. 50. — adeliger standpunkt s. 53. — historische anspielungen im W. g. s. 56. — Friauler landschaft s. 58. — jugend und studien s. 58. — politisches s. 59. — lektüre s. 61. — polemik gegen Hartmann von Aue s. 62. — verhältniss zu Walther von der Vogelweide s. 63. — die stellen übersetzt, erklärt und auf Walther bezogen s. 64. — nachlese s. 69. — der *klôsenære* s. 71. — andere deutsche dichtungen s. 72. — der Welsche gast will deutsche leser s. 73. — sein erfolg s. 74. — Thomasins sprache s. 74. — ein älteres gedicht von ihm s. 76. — seine kenntniss des minnewesens s. 76. — er war zum vermittler romanischer einflüsse geeignet s. 77.

6. Innerösterreich im 12. und 13. jh. s. 78. — die adelsherrschaft in Steiermark s. 79. — rasches aufstreben des rittertums dort s. 80. — höfische epik und wirklichkeit s. 82. — höfische dichter in Steiermark s. 85. — zeugnisse für die frühe pflege höfischer poesie s. 86. — Ulrich von Liechtenstein s. 87. — seine erziehung s. 87. — seine kenntniss des italienischen s. 88. — die Venusfahrt s. 88. — ihr ausgangspunkt s. 89. — Ulrich bezeugt den verkehr mit Italien s. 90.

7. Bodmers hinweis auf den romanischen minnesang s. 92. — unterschiede zwischen romanischer und deutscher lyrik s. 93. — der canon von MSF. s. 94. — frauenhuldigung und lehenswesen bei den Deutschen s. 95 — die ministerialen und ihre bedeutung in Deutschland s. 96. — alter des höfischen minnesanges s. 98. — die ministerialen als minnesänger s. 99. — ob frauen

oder mädchen von ihnen verherrlicht wurden s. 99. — die verheiratete frau in der romanischen lyrik s. 101. — über frauenstrophen s. 103. — ihre echtheit s. 105. — nicht zureichend beglaubigt s. 107. — selbständige motive deutscher lyrik s. 108. — ansicht Jeanroy's s. 109. — abhängigkeit von romanischen motiven s. 110 — verschwinden lokaler unterschiede s. 111. — kultur Frankreichs und Deutschlands s. 111.

8. Musik des minnesanges s. 112. — art des vortrages s. 113. — begleitung s. 114. — einstimmiger oder mehrstimmiger gesang s. 115. — einfluss der kirchlichen musik (motette) s. 116. — erfindung von melodien s. 117. — eigentum daran s. 118. — unterschiede der melodien s. 119. — der biographische gehalt des minnesanges s. 120. — ansichten darüber s. 121. — irrealität des inhaltes s. 123. — hauptgründe dafür, sie anzunehmen s. 123. — die mundart im minnesang s. 125. — einschränkungen s. 127. — lied und spruch s. 127. — abschluss s. 128.

I.

Die folgenden betrachtungen beginne ich mit der viel behandelten streitfrage, ob dem höfischen minnesange in Deutschland eine volkstümliche liebeslyrik voraufgegangen sei oder nicht. bekanntlich hat *Scherer* eine solche volksmässige tradition von liebespoesie angenommen, ihren bestand von den ältesten zeiten her aus der vergleichung einfachster liebesdichtung bei den entlegensten kulturvölkern und den unserer beobachtung zugänglichen naturvölkern erschlossen und die spärlichen zeugnisse durch die jahrhunderte des mittelalters hin dafür verwertet. andererseits hat *Wilmanns* in seinem Buche »Leben und dichten Walthers v. d. Vogelweide« (Bonn 1882) die existenz einer weitverbreiteten liebeslyrik in Deutschland vor dem minnesange in abrede gestellt. darauf entgegnete (ich nenne hier nur die wichtigsten arbeiten) zunächst *Burdach* in dem aufsatze »Das volkstümliche deutsche liebeslied« (Zs. f. d. a. 27, 343—367). ihm stellte sich *R. M. Meyer* zur seite, der »Alte deutsche volksliedchen« (Zs. f. d. a. 29, 121—236) tatsächlich nachzuweisen unternahm. *E. Th. Walter* bestritt in seiner

abhandlung »Über den ursprung des höfischen minnesanges und sein verhältniss zur volksdichtung« (Germania 34, 1—74. 141—156) die richtigkeit sowol der methode als der ergebnisse Meyers. mit der ungeschickten polemik hatte der angegriffene leichtes spiel, der Zs. f. d. a. 34, 146—161 »Volksgesang und ritterdichtung« erwiderte. beinahe gleichzeitig mit Meyer hatte *Arnold Berger* seinen aufsatz »Die volkstümlichen grundlagen des minnesanges« (Zs. f. d. phil. 19, 440—486) ausgearbeitet, der am weitesten geht in der annahme der selbständigkeit der altdeutschen liebeslyrik. dagegen bedeutete die abhandlung von *K. Marold* »Über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagantenliedern und im deutschen minnesang« (Zs. f. d. phil. 23, 1—26) eine art beschränkender reaktion, die sich noch viel bestimmter in der studie von *Oskar Streicher* aussprach »Zur entwicklung der mhd. lyrik« (Zs. f. d. phil. 24, 166—201). sehe ich von specialarbeiten über einzelne punkte des problemes (verhältniss des minnesanges zur vagantenpoesie von Wallensköld, Schreiber; Kürenberger von Joseph), sowie von den erwähnungen in allgemeinen darstellungen der altdeutschen litteratur ab, so ist seit 1892 keine besondere studie mehr über dieses thema von deutschen forschern veröffentlicht worden. ich fasse nunmehr zusammen, was mir als brauchbares resultat der zuweilen ziemlich heftig geführten discussion zu erübrigen scheint.

Theoretisch kann die existenz von deutschen liebesliedern während der jahrhunderte vor dem

minnesang nicht bezweifelt werden. aber darum handelt es sich gar nicht, auch Wilmanns hat sie niemals geläugnet. es fragt sich, ob eine volkstümliche liebeslyrik in jenen älteren zeitläuften anzunehmen ist; vgl. die begriffsbestimmungen bei Burdach s. 344 ff. und wenn man darunter eine bewusste, durch tradition verknüpfte, gelernte kunstübung versteht, welche nicht mehr als eine der aufzeichnung selbstverständlich entzogene improvisation gelten, sondern die teilnahme einer hörerschaft erwecken will, dann wird die antwort viel weniger sicher. der einstige bestand einer solchen deutschen liebeslyrik lässt sich vielleicht vermuten, aber nicht erweisen, weil es uns an denkmälern gebricht und alles älteste, was wir besitzen, schon aus einer zeit stammt, die mit den durch daten festlegbaren anfängen des minnesanges zusammenfällt.

Die wolbekannten und vielerörterten zeugnisstellen beweisen nichts für eine solche lyrik, sie sind zu spärlich und verstreut. allerdings glaube ich, dass sie wol noch vermehrt werden könnten. wir besitzen nämlich bis zur stunde noch keine arbeit, die Jacob Grimms im interesse der mythologie begonnenen forschungen aufnähme und die litteratur der concilcanones und synodalstatuten sorgfältig auf das verhältniss der kirche zu den unterhaltungen des volkes hin durchgienge. das müsste freilich mit scharfer und besonnener kritik unternommen werden, damit es unterbliebe, was jetzt noch geschieht, dass spanische verordnungen des 7. jhs., die sich durch transsumpte

fortgepflanzt haben, als zeugnisse für den stand der deutschen kultur des 12. jhs. verwertung finden.

R. M. Meyers sammlungen waren dazu bestimmt, die dürftigkeit der historischen belege für eine alte deutsche liebeslyrik zu ergänzen, und zwar nach zwei richtungen. einmal sollte aus der fülle der dem wortlaute nach ganz oder teilweise übereinstimmender verse, die Meyer aus der besten zeit des minnesanges zusammengebracht hatte, auf gemeinsamen ursprung in der volkslyrik (s. 165) und weiter auf den reichtum eines stark verbreiteten alten formelapparates geschlossen werden. Meyer bediente sich dabei der methode der sprachvergleichung, die aus den wortvarianten bei verschiedenen völkern gemeinsame alte wurzeln reconstruiert. wenn aber schon diese linguistische arbeitsweise durchaus nicht völlig einwand- und ausnahmefrei ist, so wird ihre einfache übertragung auf litterarhistorische probleme noch mehr bedenklich. denn es gibt gar verschiedene möglichkeiten, die von Meyer in mühevoller arbeit aufgebrachten übereinstimmungen zu erklären. sind doch die stellen und gruppen an sich von sehr verschiedenem werte: viel unbedeutendes, das durch seine allgemeinheit dem gewöhnlichen sprachgebrauch angehört, ist mit untergelaufen. wenn aber wirklich eine poetische sprache vor dem minnesange durch diese vorräte formelhafter wendungen erwiesen werden soll, muss dann nicht beachtet werden, dass es doch im 11. und 12. jh. schon eine lebhaft entwickelte epische und religiöse poesie gegeben hat? *Emil*

Kettner hat in seinem buche »Die österreichische Nibelungendichtung« (1897), im ersten abschnitte, versucht, die berührungen zwischen dem formelapparate des volkstümlichen und des höfischen epos und des minnesanges nachzuweisen, allerdings nicht überzeugend (vgl. Öst. Littbl. 1897, s. 425 ff), aber doch an sich mit gutem rechte, und wenn man einer erschöpfenden sammlung innerhalb dieser poetischen gattungen noch den zum teil schon ermittelten formelapparat der geistlichen poesie hinzufügte, dann würden sich Meyers materialien, denke ich, in ganz anderem lichte und zusammenhange darstellen. ich glaube, es wird sich dann zeigen, dass sie höchstens und teilweise schlüsse auf die poetische sprache der zeit überhaupt verstatten, keineswegs jedoch auf die sprache einer volkstümlichen lyrik insbesondere. und endlich: ein guter teil der Meyer'schen formelvergleiche beweist nur, was ja gewiss nützlich ist, für eine tradition der sprache innerhalb der älteren vertreter des kunstmässigen minnesanges, unter denen in der tat einige von den anderen gelernt hatten. auf eine solche genealogie der kunst muss daher beschränkt werden, was Streicher (s. 168) viel zu weit fasst, der die von Meyer belegte übereinstimmung zwischen den formeln durchweg für beabsichtigt, erstrebt und für ein kennzeichen der höfischen lyrik ansieht.

Nun ist man ja bei diesen rückschlüssen aus der formelsprache des älteren minnesanges nicht stehen geblieben, sondern hat darnach gestrebt, reste der volkstümlichen liebeslyrik selbst in der vorhandenen

überlieferung auszufinden. dabei spielen die deutschen strophen der Carmina Burana die wichtigste rolle. seit Martin die frage nach ihrem verhältniss zu den umgebenden lateinischen strophen und zur vagantenpoesie überhaupt angebrochen hat (Zs. f. d. a. 20, 46—69), ist darüber eine ausgebreitete litteratur erwachsen, die ich hier nicht durch weitläuftige auslassungen vermehren will. die entscheidung, ob man die der Benedictbeurer hs. eingestreuten deutschen strophen zum teil der volkslyrik vor dem minnesange zurechnen darf, hängt ausser von ihrer sprache und technik selbst, sowie von ihren bezügen zur goliardenlyrik, noch von einigen anderen umständen ab. und da möchte ich mir zunächst die frage gestatten, ob man denn nicht das alter dieser überlieferung im allgemeinen zu hoch anschlägt? auf grund einer anzahl unzweifelhaft dem 12. jh. angehöriger stücke — manche stammen aus einem frühen abschnitt dieses zeitraumes, manche sind vielleicht und wahrscheinlich noch älter — scheint man mir allzusehr geneigt, auch das namenlose deutsche strophengut des codex schlechtweg dem 12. jh. und zwar, wenn ich recht bin, vornehmlich dem dritten viertel zuzuweisen. ich halte das nicht für unbedenklich. die hs. stammt aus dem 13., zum teil aus dem 14. jh. ihrer ganzen anlage nach ist sie entstanden, um einem gebildeten fahrenden als textbuch für seine vorträge oder studien zu dienen: damit allein ist meines erachtens schon gesagt, dass man die entstehung der deutschen stücke nicht allzuweit von der entstehung des codex wird

abrücken dürfen; wir wissen, wie rasch sich im 13. jh. der poetische geschmack verändert hat (man denke an die klage des alten im Meier Helmbrecht und an viele klagen der epiker und lyriker), und dürfen annehmen, dass der mann, welcher diese bunte sammlung für seinen gebrauch herstellte, nur aufgenommen hat, was sich bei seinem publicum noch als einträglich erwies. keinesfalls dürfen wir ihm litterarhistorische oder antiquarische interessen zutrauen. in der tat reicht das repertorium der datierbaren namen ziemlich weit herauf: Dietmar von Eist, Morungen und Reinmar, Walther und Neidhart, Otto von Botenlauben, Freidank, das Eggenlied, aus allen diesen haben sich brocken in die hs. verloren. Wer gibt uns das recht, die anonymen deutschen strophen, welche neben und zwischen denen stehen, deren autorschaft beglaubigt ist, als durchweg um etliche jahrzehnte älter anzusprechen? ist einfachheit des versbaues und der reimstellung allein schon ein ausreichendes merkmal höheren alters? man denke an die simplicität auch des späteren volksliedes. und unter den schnadahüpfeln unserer Alpen sind die einfachsten, naivsten und desshalb am meisten verbreiteten von Kobell, Castelli, Seidl und Stelzhammer verfasst; komischer weise gerade die, welche von unseren philologen nach Firmenichs Völkerstimmen und anderen sammelwerken als altheimische volkslyrik unseres zeitalters angeführt werden. nebenbei: wie die alpinen vierzeiler aussehen, die in unseren tagen lebendig wachsen und aus improvisationen immer wider ans

licht steigen, das mag man mit grauen aus den Κρυπτάδια lernen, wo Gustav Meyer nach den mitteilungen des eifrigen sammlers Dr. Werle einen ziemlichen haufen hat drucken lassen. — ferner: sehen wir von den objektiven gattungen ab, wie die Franzosen das nennen, und die ich vorläufig von der besprechung ausschliesse, so erübrigt nicht vieles aus den deutschen strophen der Carmina Burana. unter dem reste jedoch befinden sich, wie Walter (s. 151), Marold (s. 26), Streicher (s. 186 ff.) mit recht hervorgehoben haben, mehrere, die den begriff des *dienstes* auf die liebe übertragen, diese müssen unbedingt aus den belegen für die alte volkslyrik gestrichen werden. was dann noch erübrigt, das möchte wenigstens ich nicht für eine gesicherte grundlage einer volkstümlichen liebeslyrik vor dem minnesange halten. eine solche zu wege zu bringen, darauf hat es der sammler des Carmina Burana auch gar nicht abgesehen gehabt, denn er hat stücke provenzalischen und französischen ursprunges, die also für sich schon als zeugnisse romanischen einflusses gelten müssen, ohne sorge seinem repertorium einverleibt. ich will nach dem gesagten durchaus nicht behaupten, dass die Benedictbeurer hs. keine einzige strophe alter volkslyrik enthalte, aber als ausreichendes zeugniss für den bestand einer üppig entwickelten gattung von volkspoesie darf ich sie nicht gelten lassen.

Damit ist freilich noch nicht viel geschehen. denn nicht diese hs. allein bietet gemäss der ansicht einzelner forscher proben altvolkstümlicher liebesdich-

tung dar, die frühesten minnesänger selbst schliessen sich ihr so eng an, dass ihre lieder beinahe noch dazu gerechnet werden müssen. natürlich kommen da zuvörderst die strophen unter dem namen des Kürenbergers in betracht, die ja gleichfalls bereits den stoff für einen abschnitt der geschichte der deutschen philologie geliefert haben. aus dieser fülle hebe ich nur die feinen und eindringlichen überlegungen von Burdach heraus (s. 355 ff.), die den Kürenberger als einen beweiskräftigen zeugen für die alte liebeslyrik aufrufen. auch Meyer stellt (s. 122. 127) diese strophen ganz nahe zur volkspoesie, obzwar er die grenze zur kunstlyrik hin ziemlich offen lässt. und das scheint noch eine weitverbreitete meinung zu sein, da doch sogar Streicher (s. 183) die Kürenbergerstrophen als dokument eines besonderen älteren minnesanges ansieht, der von dem jüngeren sich in unvereinbarer verschiedenheit absondere. wie weit Scherer die rückwirkung des ältesten minnesanges auf das volkslied (nach Roethe's angabe in seiner vortrefflichen recension von de Gruyters Tagelied in Anz. f. d. a. 16, 75 f.) hat eintreten lassen, weiss ich nicht; Roethe schliesst sich der annahme an. ich halte die strophen des Kürenbergers für herrenpoesie; nicht für volkslyrik, sondern für höfischen minnesang, und wenn ich noch daran zweifelte, so hätte mich der erste abschnitt der schrift von Eugen Joseph »Die frühzeit des deutschen minnesanges I« (1896, vgl. Öst. Littbl. 1896, s. 655 ff.) darüber beruhigt, der den nachweis erbracht hat, dass die frauen- und männerstrophen der überlieferung

correspondieren. das scheint sich mir mit der vermutung volkstümlichen ursprunges oder auch nur volkstümlichen charakters ebensowenig zu vereinen, wie die vorstellung der minne als dienst, welche diese strophen voraussetzen.

Kann aber der Kürenberger nicht mehr als kronzeuge für die alte volkslyrik zugelassen werden, wen darf man dafür noch anrufen? es wird demgemäss niemand verwundern, wenn ich schon die ältesten stücke unserer aufzeichnungen für ritterliche liebespoesie, für angehörige einer litterarischen gattung halte, und besonders sämmtliche lieder und strophen, die durch unsere überlieferung mit autornamen ausgestattet werden, als höfische lyrik ansehe. ich kann also die annahme einer volkstümlichen liebeslyrik nur in dem ganz engen sinne aufrecht erhalten, den Wilmanns ihr in seiner jüngsten äusserung darüber (Anz. f. d. a. 24, 161 f.) zuspricht: ein alter volksgesang war vorhanden, er ist aber höchstens aus dem reflex der kunstdichtung und aus jüngeren schöpfungen zu erschliessen, unmittelbare zeugnisse für seine vermutete reiche entfaltung sind bisher nicht erbracht worden, und so bleibt es der phantasie des einzelnen forschers überlassen, welche bedeutung für die litteratur des minnesanges er ihm beimessen will.

Aber diese litteratur selbst, fordert nicht die plötzlichkeit ihres auftretens, ihrer verbreitung durchaus die voraussetzung einer blühenden volkslyrik? dieses argument hat Burdach mit nachdruck (s. 352 f.) ausgesprochen, auch Berger hält es (s. 442) für sehr

wichtig und, irre ich nicht, so hat es auch Wilmans' oben erwähnte abkehr von seinen früheren ansichten mit bestimmt. wie verhält es sich mit dieser plötzlichkeit der entstehung des höfischen minnesanges? genau zugesehen, wissen wir eigentlich recht wenig davon. unsere mittel, den vorgang festzustellen, sind ganz unzuverlässig und unzulänglich. vor allem sind wir gar nicht in der lage, den zeitpunkt des beginnes der bewegung genauer zu bestimmen. der minnesang ist eine kunst der ritterlichen gesellschaft, und da hat es an sich wenig wahrscheinlichkeit, dass er längere zeit hindurch nach romanischen vorbildern werde von namenlosen fahrenden geübt worden sein, bevor er zu den vornehmen kreisen gelangte. durch einen merkwürdigen zufall ist die früheste, für uns ungefähr datierbare strophe der namenlosen lyrik (MSF. 3, 7) zugleich auch die, in welcher die königliche frau gepriesen wird, die mehr als alle anderen durch ihre persönliche teilnahme für die schätzung und ausbreitung der provenzalischen und französischen hoflyrik gewirkt hat. durch ihre schönheit und liebenswürdigkeit berühmte fürstliche damen hat es um jene zeit manche gegeben; wer seine sehnsüchtigen wünsche zu Elianor von Poitou erhob, der wusste, dass diese königin auch die mächtigste förderin der poesie und aller frohen künste war. ich sehe daher diese strophe, deren entstehung man allgemein um 1160 ansetzt, als ein indirektes zeugniss auch für die einwirkung der romanischen poesie auf die deutschen höfe an; es ist dabei gleich-

giltig, ob man sie für die nachbildung eines französischen spielmannsverses hält oder nicht. die zeit der ersten ausbreitung des einflusses der fremden lyrik wird man somit ungefähr (im besten falle) durch die jahre 1160—1180, 1190 eingrenzen dürfen; ist das plötzlich? welchen anhalt haben wir, um das zeitmaß zu begrenzen, dessen ein französischer modegeschmack bedarf, damit er in Deutschland allgemein anerkannte geltung gewinne? ganz gewiss ist nur eines: die höfische epik der Franzosen hat just so lange gebraucht wie die höfische lyrik, um bei den Deutschen durchzudringen, denn es ist vom Trierer Floyris bis zu Hartmann nicht weiter, als von jener strophe bis zu Reinmar und zu Walthers anfängen. zwei gleichstrebende erscheinungen sind somit hier in denselben zeitabschnitt eingeschlossen. dreissig jahre, sagt mir herr von Siegenfeld, braucht eine französische erfindung des mittelalters im waffenwesen, in der heraldik u. s. w., bis sie in Deutschland vollkommen modern geworden ist. muss man das für viel oder wenig halten? die litterarischen phänomene der neuzeit gewähren, wie ich aus eingehenden gesprächen mit Seuffert entnehme, dafür keinen rechten massstab, weil die bedingungen der allgemeinen kultur sich nachmals geändert haben; überdiess ist es auch bis jetzt noch nicht gelungen, für das aufkommen litterarischer moden im 17. und 18. jh. sichere jahreszahlen als grenzwerte aufzustellen.

Aber gleichviel, auch zugestanden, dass die bewegung, welche zum vollen entfalten des minnesan-

ges gediehen ist, nicht gerade besonders rasch oder plötzlich genannt werden dürfe, bleibt dann darum doch nicht das argument Burdachs in kraft, der meint, dass zur erklärung des phänomens durchaus der vorherige bestand einer ausgebreiteten volkslyrik vorausgesetzt werden müsse? und der vergleich mit der höfischen epik, der doch nach unseren annahmen ein eifrig gepflegter epischer volksgesang, nicht minder eine erzählungspoesie der geistlichen und der spielleute vorangegangen ist, erhärtet er nicht das recht dieser forderung? das x des zweiten verhältnisses, muss es nicht in der proportion gemäss diesem bekannten factor des ersten berechnet werden? darauf muss ich zunächst erwidern, dass natürlich auch ich eine tradition volkstümlicher liebeslyrik vor dem minnesange zugestehe, und dabei vorläufig noch gar nicht die neuesten untersuchungen heranziehe, welche auf Scherers und Ten Brinks anregungen hin den unterschied zwischen volks- und kunstpoesie in den von mündlich und schriftlich verbreiteter dichtung umsetzen, dem entsprechend dann neue kriterien des stiles und der technik für die beiden gruppen auszumitteln streben. nur über die stärke dieser alten volkslyrik werde ich wahrscheinlich eine (relativ) andere vorstellung hegen als meine vorgänger. schon oben s. 4 f. habe ich auf eine mögliche quelle der poetischen sprache des minnesanges hingewiesen; eine zweite liegt in der sprache der romanischen vorbilder selbst, eine dritte in den älteren volksmässigen »objektiven« gattungen. denn diese gebe ich, wie schon früher

angedeutet wurde, unbedingt zu und glaube, dass sie vor dem minnesange bereits bestanden haben. für sie sprechen die wenigen zeugnisse mittelalterlicher festbräuche. freilich müssen diese erst sorgsam und umfassend studiert werden: Bielschowsky's anfänge (Gesch. d. d. dorfpoesie I. 1891) sind vorsichtig (DLZ. 1891 s. 1454 ff.) fortzusetzen. vgl. Berger s. 449 ff. zu ihnen gehört eine ganze anzahl der strophen der Carmina Burana, liedchen zum tanz, begegnungen, liebesstreit und dgl. (mit ausschluss jedoch der strophen aus lateinischen und deutschen versen, die ein sehr gebildetes publicum verlangen). auf ihnen beruhen die tagelieder und die dramatisch angelegten gedichte Walthers, sie bilden den heimischen grundstock für die volksmässigen stücke bei Neifen und für die merkwürdige taglieddichtung Günthers von dem Forste. eine dieser gattungen, das episch-lyrische tanzlied, wird aber auch ganz unmittelbar bezeugt durch Edward Schröders glänzende abhandlung »Die tänzer von Kölbigk« in der Zeitsch. f. kirchengesch. 17, 127. 151 ff. (1896), der dieses stück aus der mitte des 11. jhs. für die deutsche überlieferung rettete, das Gaston Paris (Journal des savants 1892, s. 410 anm. 6, dann 413) für die französische hatte in anspruch nehmen wollen. nun wird es allerdings noch besonders und genau geprüft werden müssen, inwieferne die frühesten in den minnesang einbezogenen stücke dieser art schon den einfluss der neuen romanischen kunst erfahren haben. —

2.

Und damit komme ich auf die arbeiten zu sprechen, welche französische und deutsche forscher während des letzten jahrzehnts dem ursprunge der romanischen minnelyrik gewidmet haben. ich nenne darunter, indem ich von kleineren aufsätzen in den fachzeitschriften einstweilen absehe, insbesondere das große buch von *Alfred Jeanroy*, »Les origines de la poésie lyrique en France« (Paris, Hachette 1889), ein werk, das wol wegen seiner ungeschickten composition und schwerfällig verwickelten darstellung, aber doch mit unrecht in Frankreich und Deutschland zu wenig benutzt wurde. daran schliessen sich die aufsätze von Gaston *Paris* im Journal des savants, 1891, s. 674—688. 729—742. 1892, s. 155—167. 407—429 (kritik des buches von Jeanroy, unter dessen titel dann auch besonders gedruckt). Jeanroy hat ferner den gegenstand nochmals übersichtlich bearbeitet, indem er dabei die nachweise von Gaston Paris benutzte, und zwar in der unter leitung von Petit de Julleville herausgegebenen Histoire de la langue et de la littérature française 1, 344—390 (Paris, Colin 1896), wozu dann noch der aufsatz von *Antonio Restori* in Parma kommt »Note sur la musique des chansons«, ebenda s. 390—403. ferner die betreffenden abschnitte in Gröbers Grundriss der romanischen philo-

logie: II, 1 (1898, Geschichte der französischen litteratur von *Gröber*); II, 2 (1897, bezw. 1893, Geschichte der provenzalischen litteratur von *Stimming*). die benutzung der älteren werke von Diez, Bartsch, Wolf, Wackernagel u. s. w. versteht sich von selbst.

Der allgemeine eindruck, den ich aus dem studium dieser schriften erhalte, geht zuvörderst dahin, dass nicht bloss die überlieferung des provenzalischen und französischen minnesanges viel ergiebiger ist als die des deutschen, sondern dass auch die voraufgehende entwicklung der volkslyrik ungleich reichlicher dort bezeugt ist als bei uns. das lehrt schon die kleine sammlung, welche Gröber 1893 »Zur volkskunde aus concilbeschlüssen und capitularien« hat drucken lassen, besonders ss. 55—67. Gaston Paris knüpft die frühlingslieder und -tänze an uralte maifeste (1892 s. 414 ff.), was dann allgemeine zustimmung gefunden hat (Jeanroy-Jullev. s. 362 ff. Gröber s. 665). auf sie kann überhaupt der ursprung der »objektiven gattungen« zurückgeführt werden. zu diesen rechnet Jeanroy und behandelt jede einzeln ausführlich: die pastourelle, das streitgedicht (le débat), das tagelied, das dramatische lied (Gaston Paris: *chansons à personnages*, Gröber zieht das altüberlieferte *sons d'amour* vor s. 669 f.; vgl. Jeanroy-Jullev. s. 356 ff.). alle forscher stimmen darin überein, dass bei der entwicklung dieser gattungen zwei hauptabschnitte zu unterscheiden seien: innerhalb des ersten trügen sie noch durchaus volkstümlichen charakter und diese eigenschaft fiele zusammen mit ihrer ältest nachweisbaren pflege in der »région inter-

médiaire de la France: le Poitou, la Marche, le Limousin« (insbesondere Limousin: Gaston Paris 1891 s. 741; 1892 s. 462 und La poésie du moyen âge 2, 13 ff. Jeanroy-Jullev. s. 367 ff. Gröber s. 664). von dort seien sie sowol nach der Provence als nach dem nördlichen Frankreich, und zwar in wechselseitigem austausch, gelangt, dabei jedoch schon in den bannkreis der höfischen poesie getreten und gemäss den anschauungen der ritterlichen aristokratie umgebildet worden; der hauptanteil an diesem wandel gebühre den Provenzalen. nun reichen die romanischen denkmäler nicht bloss hin, dieses wachstum und den darin gegen die mitte des 12. jh. vollzogenen umschlag des tones zu bezeugen, sondern es lassen sich für den älteren stand dieser gattungen (überdiess noch spuren subjektiver lyrik) zeugnisse mittelbar gewinnen. nämlich aus den refrains der späteren dichtung, die Jeanroy in einem hauptabschnitte seines werkes (s. 101—126) ausscheidet und behandelt. es zeigt sich, dass die verse dieser refrains durchweg aus älteren beliebten liedern entnommen wurden, die grossenteils volksmässig sind, aber zum teile wol auch schon der höfischen periode angehören. das material gestattet sogar, stückchen solcher älterer lyrik noch aus den refrains zusammenzusetzen. (Gaston Paris 1892 s. 407 ff. Jeanroy-Jullev. s. 361 ff. Gröber s. 661). es ist somit möglich, aus der überlieferung der provenzalischen und französischen lyrik ein bild von der volkstümlichen liebespoesie dieser objektiven gattungen zu entwerfen und zugleich das eindringen der höfischen

und subjektiven stimmung, sowie deren umgestaltenden einfluss zu beobachten.

Vergleichen wir mit diesen ergebnissen die schlüsse, welche aus dem deutschen material gezogen werden dürfen, so zeigt sich bald, wie kümmerlich wir daran sind. wir können die existenz der objektiven gattungen vor unserem minnesang teils beweisen, teils vermuten (vgl. oben s. 13 f.). aber stoff und zeugnisse sind zu dürftig, als dass wir eine entwicklung wahrzunehmen, ja nur diese ältere volksmässige lyrik mit dem minnesang ordentlich zu vergleichen vermöchten. das methodische mittel, verse alter dichtungen als refraine späterer lieder nachzuweisen, können wir nicht anwenden, weil wir solche refrains in jener zeit gar nicht haben. zwar meint Roethe (Anz. f. d. a. 16, 91), der refrain sei deutsch ebenso volkstümlich gewesen wie romanisch; tatsache jedoch scheint mir, dass wir innerhalb des zeitraumes, auf den es hier ankommt, im refrain deutscher lieder nur nachahmungen melodischer phrasen, zumeist der tongebung von bauerninstrumenten, besitzen — fälle wie das *manda liet* der Carmina Burana und etliche andere sind ungemein spärlich. übrigens ist zu bemerken, dass wir eine zusammenhängende untersuchung des altdeutschen refrains noch nicht besitzen, am meisten hat R. M. Meyer gearbeitet (vgl. seine bücher: Grundlagen des mhd. strophenbaues s. 68 f. 103. 108 etc. Die altgermanische poesie nach ihren formelhaften elementen beschrieben s. 340 ff. und jüngst über den nhd. refrain Euphorion 5, 1 ff.). es wird unter diesen umständen ausserordentlich

schwierig, die frage zu beantworten, ob unsere altdeutsche »objektive« lyrik in der zeit unmittelbar vor dem minnesang die einwirkung der entsprechenden romanischen poesie bereits erfahren habe oder nicht, denn wir sind doch zumeist darauf angewiesen, aus den »verritterten« stücken auf ihre vorläufer zurückzuschliessen.

Wenn ich daher im folgenden einige allgemeine behauptungen darüber aufstelle, so bin ich mir ihrer unsicherheit vollauf bewusst: sie geben nur die eindrücke wider, welche erneute lektüre mir hervorgebracht hat, und ich wünsche, dass sie baldigst durch präcisere möchten ersetzt werden. — Über den ursprung des tageliedes sind sehr verschiedene meinungen geäussert worden. Scherer liess es sich aus einem volkstümlichen morgenliede des wächters entwickeln (Meyer s. 234); als bodenständig deutsch sah es Berger an (s. 442); de Gruyter in seiner monographie (1887) nahm volkstümlichen ursprung an und lehnte fremde einflüsse ab (s. 1 f.), das stück bei Dietmar von Eist (MSF. 39, 18) hielt er für einheimisch echt, später erst seien romanische einwirkungen wahrzunehmen. Jeanroy suchte in seiner abhandlung (61 ff.) den ursprung in alten romanischen wächterliedern (s. 67. 72 ff.) zog alte kirchliche hymnen und liturgische gesänge heran (s. 74 f.) und erklärte den monolog der frau für den ausgangspunkt der späteren entwicklung (s. 65). darin stimmte ihm Gaston Paris völlig bei (1892 s. 162. Jeanroy-Jullev. 354 ff.), er sieht den wächter als beauftragt an (s. 165) und betont die wichtigkeit alter

wächterrufe (s. 166 ff.). meiner ansicht nach haben zum ursprunge des (lyrischen) tageliedes die verschiedenen erwähnten momente zusammengewirkt: ältester kirchlicher morgengesang, mit der liturgischen übung des orients verknüpft, und die weckrufe des römischen militärs und der bevölkerung romanischer städte. was ich aber über die frühest überlieferten deutschen tagelieder denke, das hat alles Roethe schon vorweggenommen im Anz. f. d. a. 16, 86ff. dort erklärt er (wie Laistner und de Gruyter) die »älteste alba« (J. Schmidt's) für ein geistliches wecklied, setzt den geistlichen morgenruf in bezug zum tagelied (s. 87 ff.), spricht sich dafür aus, dass schon unsere ersten mhd. tagelieder unter romanischem einfluss stehen, wie denn der wächter romanisch ist (de Gruyter s. 6 ff. Jeanroy s. 61. Roethe s. 91), den somit Wolfram nicht erfunden, sondern nur in die deutsche lyrik übertragen hat (de Gruyter s. 9 ff., Roethe s. 94 ff.), und erkannte schon in dem stück bei Dietmar höfische elemente (s. 93). nur seinem versuche, den einheimischen kern des tageliedes auszuschälen (s. 92 f.), stimme ich nicht bei, denn da scheint mir das meiste unsicher, wie die vergleichung mit den romanischen stücken nahe legt, und das wichtigste, die leidenschaftliche haltung der frau (darüber noch später) hält Gaston Paris (1892, s. 167) so sehr für romanisch, dass er daraus die besondere liedgattung »klage der geliebten« sich entwickeln lässt. (vgl. jetzt zu diesem abschnitt Benezé, Das traummotiv in der mhd. dichtung bis 1250 und in alten deutschen volksliedern 1897,

wo insbesondere versucht wird, den volkston in den meist späteren tageliedern zu erkennen; vgl. Öst.. Littbl. 1898, s. 299 ff.). — Vermögen wir somit, meinem ermessen nach, schon beim tagelied die ältesten unserer deutschen stücke nicht von den bezügen auf romanische überlieferung abzulösen, so ist das bei den übrigen gattungen ebenso der fall. so hat der *débat* (Jeanroy s. 13 ff. 95 ff.) in der mhd. lyrik meines erachtens zwei reihen von reflexen hervorgerufen oder bestehende richtungen beeinflusst: es werden einmal die sogenannten »wechsel«, die schon frühzeitig auftreten, damit zusammenhängen; weiters aber wird das erste büchlein Hartmanns von Aue (wie Jantzen annimmt, Geschichte des deutschen streitgedichtes im ma. 1896 s. 43; vgl. Öst. Littbl. 1897) davon abstammen, fortgesetzt hat sich diese gattung in Deutschland allerdings erst am ende des 13. und während des 14. jhs. dagegen zeigen sich beim débat übergänge sowol zur pastourelle als zum dramatischen gedicht (Jeanroy s. 54 ff.), welche auch für die deutsche poesie wichtig werden. — Noch ist die frage nach der internationalen bedeutung der *pastourelle* nicht endgiltig beantwortet. zwar scheinen die deutschen forscher in der ablehnung ihres einflusses auf die verwandten zweige unserer poesie ziemlich einig zu sein, Bielschowsky hat sich zuletzt in bezug auf Neidhart sehr bestimmt dahin ausgesprochen und ich habe ihm rückhaltlos zugestimmt (s. oben s. 14). das darf ich auch jetzt noch insofern aufrecht erhalten, als eine unmittelbare nachbildung von pastourellen weder bei Neidhart

von Reuenthal noch bei anderen deutschen dichtern überzeugend erwiesen werden kann. und doch halte ich es ganz ebenso für wahr, dass ohne den vorgang der französischen pastourellen Neidhart und seine genossen niemals ihre sommerreigen und wintertänze gedichtet hätten. das scheint mir nicht so sehr aus der ähnlichkeit der situationen und motive hervorzugehen, obzwar diese oftmals schlagend ist, sondern aus dem übereinstimmen der französischen und deutschen poesie in ihrer gesammten haltung gegenüber der dichterischen verwertung und behandlung des bauernlebens. hüben und drüben dienen diese gedichte der unterhaltung der höfischen gesellschaft (die älteren französischen pastourellen sind in dieser richtung unter dem einflusse der Provenzalen umgebildet worden, Jeanroy s. 38). das bestimmt vor allem die auffassung des bauers, der, wenn nicht verachtet, so doch gehasst und nach möglichkeit misshandelt wird (Jeanroy s. 19 ff). trotzdem halten es die bauernmädchen und bäuerinnen mit den cavalieren (Jeanroy s. 21). aus demselben grunde ist es abzuleiten, wenn auf beiden seiten diese poesie realistischen charakter annimmt (Jeanroy s. 39 f.) und exakte beobachtung des bauernlebens dichterisch ausprägt (Jeanroy s. 41 f.). auch in der formgebung treten ähnlichkeiten hervor: charakteristisch ist der dialog (Jeanroy s. 9 f.), eigenheiten der komposition, ja sogar zuweilen des strophenbaues. in allen diesen punkten lässt sich das entsprechende bei Neidhart u. a. leicht neben die bezüglichen stufen der französischen entwicklung stellen. freilich, die ursache,

aus der Jeanroy die höfische umgestaltung der alten volkstümlichen pastourellen allerorts hervorgehen lässt, kann ich weder bei der französischen noch bei der deutschen dichtung anerkennen: Jeanroy vermutet nämlich (s. 22 f.), man habe in den pastourellen eigentlich abenteuer vornehmer damen erzählt, sie aber nicht vor der höfischen gesellschaft zu profanieren gewagt und deshalb zur unterhaltung der aristokratischen kreise das bäuerliche kostüme gewählt. demgegenüber muss ich bei der auffassung Neidharts bleiben, die ich in meinem buche über Walther v. d. Vogelweide (2. aufl. 1895 s. 132—141) vorgetragen habe: seine dorfpoesie bezeichnet den natürlichen rückschlag wider den sentimentalen und verkünstelten überschwank des höfischen minnesangs, und sie gedeiht üppig auf dem hintergrunde des gegensatzes zwischen den armen rittern und den reichen bauern Niederösterreichs. — Was im besonderen den natureingang der lieder Neidharts und dessen ursprung anbelangt, weiss ich nichts entscheidendes vorzubringen. R. M. Meyer hält ihn (s. 192 ff., vgl. die litteratur s. 207) für deutsch; bei dem völlig höfischen charakter der dichtung Neidharts (Marold s. 21 ff.) wäre allerdings auch anregung durch die pastourellen möglich (sogar die weit voraufliegenden kämpfe zwischen sommer und winter sind der deutschen und romanischen volksüberlieferung gemeinsam), keinesfalls erscheint mir Veldeke als bahnbrecher darin (Meyer s. 210 — müsste da nicht Veldekes romanischer »april« bei den nachahmern öfters vorkommen?), und der gebrauch

solcher formelhafter natureingänge beweist an sich noch gar nichts für die volksmässigkeit eines gedichtes. denn um darüber sicher urteilen zu können, müssten wir vorerst wissen, inwieweit der bauer während der verschiedenen zeitläufte seiner poesie der schilderung des naturgenusses überhaupt bedarf, und das wird uns bei dem jetzigen stande der sachen schwerlich jemand sagen können. — Jeanroy denkt (s. 128 ff.) an die lateinische vagantenpoesie als vermittlerin zwischen der französischen pastoraldichtung und dem minnesang; das klingt nicht uneben, obzwar man dabei die unterschiede nicht übersehen darf, die, wie Marold wahrgenommen hat, zwischen beiden vorhanden sind.

Damit ist erschöpft, was ich vorläufig über die objektiven gattungen in der früh- und blütezeit des deutschen minnesanges zu bemerken habe; meine ansicht geht dahin, dass ich diese poesie zwar ihrem letzten ursprunge nach für volkstümlich und einheimisch halte, dass mir aber die vorhandenen, auch die ältesten, deutschen überlieferungen den einfluss der romanischen dichtung bereits erfahren zu haben scheinen.

3.

Verglichen mit den eben behandelten streitfragen herrscht verhältnissmässig einigkeit unter den forschern

über die beziehung der im engeren sinne höfischen lyrik zur romanischen poesie. hier liegt die abhängigkeit der Deutschen von Provenzalen und Franzosen offen vor augen, und nur wenige werden sich entschliessen, der meinung Bergers zu folgen, der (s. 440 f.) nur die basis des minnesanges, die deutsche ritterliche gesellschaft, als vom auslande bestimmt ansieht, die dichtung selbst jedoch für autochthon hält. so klar man sich über das verhältniss im grossen und ganzen ist, so sehr gebricht es uns noch an einer arbeit, welche die bezüge zwischen den deutschen sängern und ihren romanischen vorbildern für sich ins auge fasste, die art des fremden einflusses, den weg, auf dem er vorgedrungen ist, aufhellte; vielleicht möchten sich bei genauerer kenntniss schon nach massgabe der wirksamkeit romanischer muster unter den deutschen dichtern örtliche gruppen bilden lassen. es wäre ferner wichtig zu wissen, in welchen fällen nur anregung von dem fremden liede ausgegangen ist, in welchen hinwiderum die vorbilder tatsächlich übersetzt oder wenigstens in ihrem hauptinhalte nachgeahmt wurden. noch gar manches bedarf der aufklärung. seit den frühesten arbeiten von Bartsch, die vor etwa vierzig jahren begonnen haben (über Rudolf von Neuenburg und Folquet von Marseille Zs. f. d. a. 11, 145—162), wissen wir, dass für die ältesten deutschen minnesänger hauptsächlich die provenzalischen troubadours bestimmend waren. einfluss der französischen trouvères ist recht spärlich nachgewiesen: für den älteren minnesang ist nur die beziehung zwischen Bernger

von Horheim und Chrestien von Troyes (MSF. 277 f.), sowie durch die hübsche entdeckung von Oskar Schultz (Zs. f. d. a. 31, 185 ff.) zwischen Reinmar und Auboin de Sézane (vielmehr Gaze Brulé, vgl. Jeanroy-Jullev. s. 369 anm.) bekannt geworden (vgl. Gröber, Zs. f. rom. philol. 9, 572 f.). dazu wird man jetzt vielleicht noch stellen dürfen die kenntniss der lieder Conons de Béthune bei Hartmann von Aue (Piquet s. 57 f., ein franz. débat im 1. büchl. nachgeahmt? s. 79 ff.). dieser stand der sache ist nicht ganz wol zu verstehen: nach dem entwicklungsgange, den man gemeinhin annimmt, wäre zu erwarten, dass die französische lyrik über Flandern hin auf die rheinischen sänger zunächst, dann auf die östlicheren gewirkt hätte. ist das übergewicht der Provenzalen in der grösseren kraft und begabung ihrer poesie begründet, die schwäche des einflusses der französischen lyrik in ihrem engeren gesichtskreise (Gröber, grundr. II, 1, 669) und in ihrer farblosigkeit, die schon Wackernagel bemerkt hatte?

Aber ist denn der weg von der Provence über Nordfrankreich nach Flandern und in die Rheinlande der einzige, welcher dem romanischen einfluss offen stand? die möglichkeit der einwirkung über Lothringen auf das Elsass wird man schon bei Reinmar zugeben müssen; auf den unmittelbaren verkehr zwischen der Provence und der Schweiz hatte Bartsch a. a. o. längst aufmerksam gemacht. ich möchte dem urteile der fachgenossen noch eine andere möglichkeit unterbreiten. wir wissen sehr genau, wie rasch die provenzalische lyrik auf das benachbarte Oberitalien über-

gegriffen hat (Stimming in Gröbers grundr. II, 2, 20 ff.; Casini ebenda III, 2 [1896] s. 13 ff.). zwischen den beiden gebieten entfaltete sich ein lebhafter austausch und wechselverkehr, umso stärker, je mehr die provenzalischen dichter, welche sich fast durchweg auf die seite der Albigenser gestellt hatten, genötigt wurden, aus der heimat zu weichen (Casini s. 13). da ist es denn sehr begreiflich, dass schnell eine besondere neigung für die lyrik der Provenzalen an den kleinen höfen und in den freien stadtgemeinden Norditaliens aufkam (Casini s. 15), Raimbaut de Vaqueiras dichtete lieder in abwechselnd provenzalischen und italienischen strophen (Casini s. 14; man denke an die analogie des wirkens der isländischen skalden am hofe Englands), und Sordello aus Mantua ist demgemäss eine sehr wol begreifliche erscheinung.

Nach heutiger auffassung gehört zu Oberitalien auch noch Friaul. nicht ganz so verhielt es sich im mittelalter, soweit wir darüber unterrichtet sind. freilich ist unsere kenntniss über dieses merkwürdige mittelgebiet nicht ausgedehnt und tief genug. es beruht alles auf einigen schriften, durch die der steiermärkische landesarchivar v. Zahn sich rühmenswerte verdienste erworben hat: nämlich seine urkundensammlung »Austro - Friulana« (Fontes rerum Austriacarum, II. abt., 40. band 1877); Friaulische studien I (Archiv f. öst. gesch., 57. band, 2. hälfte, s. 277—398 von 1879); Die deutschen burgen in Friaul (Graz 1883). für die vorliegenden zwecke wird das material dieser veröffentlichungen ausreichen müssen, zu denen ich

dann noch mit hinzunehme: H. J. Bidermann, Die Romanen und ihre verbreitung in Österreich (Graz 1877); v. Luschin, Österreichische reichsgeschichte (Bamberg 1896); v. Krones, Verfassung und verwaltung der mark und des herzogtums Steier (Graz 1897) und noch eine anzahl kleinerer publikationen.

Zwischen dem venetianischen gebiet im westen, Istrien im osten, dem südlichen Kärnten im norden, mit schmalem anteil am adriatischen meere, erstreckt sich Friaul, zum kleineren teil gebirgs-, zum grösseren flachland. seine bevölkerung bestand in ältester zeit aus Romanen, später kamen Slaven hinzu. der starke einfluss der Langobarden machte sich auch in der geltung des langobardischen rechtes erkennbar (v. Luschin s. 36 f.), indess die Romanen nach römischem recht lebten (Friaul. stud. s. 303). die schicksale des landes wurden bestimmt durch die machtstellung des grössten grundbesitzers, des patriarchen von Aquileja, der nachmals herzogliche gewalt in Friaul erlangte. durch die verfügung Karls d. Gr. vom 14. juni 811 aus Aachen (v. Zahn, Steierm. urkundenb. 1, 5 ff.), welche den streit zwischen dem patriarchen Maxentius und dem erzbischof Arno von Salzburg über die grenzen ihrer sprengel ordnete, wurde die macht des patriarchates einesteils über Friaul gesichert, anderesteils über den südosten der alpenländer ausgedehnt bis an die Drau (bestätigt durch Ludwig d. Fr., Aachen, 27. dez. 819, Steierm. urkundenb. 1, 7 ff. vgl. v. Luschin s. 51 f.). damit war auch das patriarchat in den bereich des deutschen kaisertumes einbezogen,

den Langobarden folgten zunächst die Franken, die stärkste einwirkung übten jedoch die bayrischen adelsgeschlechter aus, die sich über Südtirol, Kärnten und Steiermark bis nach Friaul vorschoben. dieses verhältniss wird auch in der besetzung des patriarchenstuhles sichtbar: von 800—1250 sind unter seinen dreissig inhabern siebzehn Deutsche, und widerum unter diesen acht aus bayrisch-kärntnischen familien (Friaul. stud. s. 294). demgemäss ist auch der hohe adel von Friaul während des 12. und 13. jh. in grosser mehrheit deutsch, besonders aus Bayern und Kärnten stammend (Friaul. stud. s. 303. 315 ff., die einzelnen herrschaften s. 309 ff.). kirchen und geistliche stiftungen werden hauptsächlich von Deutschen gegründet (Friaul. stud. s. 336 ff.). die spuren dieser einwanderung und tätigkeit deutscher herrengeschlechter vermag man heute noch zu erkennen (vgl. die schilderungen der einzelnen abschnitte des büchleins »Deutsche burgen in Friaul«), und zwar in den deutschen bestandteilen des wortschatzes der furlanischen mundart (Friaul. stud. s. 348 f.) und besonders deutlich in den italienisch umgebildeten, ursprünglich aber deutschen ortsnamen (Friaul. stud. s. 329 ff.). trotz alledem jedoch ist das Deutschtum dort frühzeitig vollkommen erloschen. das patriarchat büsste seine weltliche macht ein, das land geriet durchaus in die kreise der italienischen politik, der hohe deutsche adel verlor sich in wüsten raufereien und endlosen besitzstreitigkeiten, der niedere ward von der breiten romanischen grundschicht des volkes aufgesogen (Friaul. stud. s. 345 f.). sehr be-

merkenswert scheint, dass bereits im 12. und 13. jh. der klerus überhaupt, dann besonders die rechtsgelehrten notare und schreiber Italiener waren (Friaul. stud. s. 346). die zeugnisse für die weitaus überwiegende geltung des italienischen als umgangssprache, welche ich vorführen kann, stammen freilich alle erst aus dem 14. jh., sie erlauben jedoch, da solche dinge sich ganz langsam entwickeln, sichere rückschlüsse auf die vorangehende zeit. Friauler urkunden verwenden den ausdruck *vulgarizare*, wenn sie die übersetzung eines lateinisch abgefassten dokumentes ins italienische bezeichnen; so heisst es 1336 von einem beschlusse des parlamentes in Udine: *quibus pactis ibidem in generali colloquio publice lectis et vulgarizatis* (Austro-Friulana s. 44); 1364: *me Nicolao notario ipsam cedulam legente, et vulgarizante ipso precone dictam sequentem vulgarizationem, cujus quidem cedule tenor talis est et fuit* (Austro-Friulana s. 249); 1365: *lectisque ibidem et vulgarizatis pactis et conventionibus suprascriptis per me notarium infrascriptum* — (a. a. o. s. 305). — *lectis et vulgarizatis omnibus et singulis supradictis* (a. a. o. s. 306). sehr zahlreich sind die italienischen umbildungen lateinischer worte in der sprache der urkunden Friauls; auch viele deutsche worte (zum teil seit der langobardischen zeit) finden sich, mit und ohne latinisierung (1362 *in reysa sua*, a. a. o. s. 170), aber es ist doch sehr bezeichnend, dass 1341 gesagt wird: *mutam seu exactionem, que unghelt lingua theotonica appellatur* (a. a. o. s. 49), und besonders, wenn ein bericht von

1361 erzählt (a. a. o. s. 156): *ad hec prefatus capitaneus dictum canzellarium traxit ad partem, et sibi in aure dixit seu dici fecit in vulgari theotonico, quod non habebat mandatum prorogandi treugas hujusmodi nisi ad duos menses.*

Ungemein stark und eng gestalten sich die territorialen beziehungen zwischen Friaul und den südlichen deutschen alpenländern. die friauler grafen von Naun bei Pordenone vererben ihren besitz um 1140 an die steirischen markgrafen und bestiften innerösterreichische klöster (v. Krones s. 12. 67). dadurch wird Pordenone (weiters durch kauf) hausbesitz der herzöge von Östereich - Steiermark, und Friedrich der Streitbare kann 1232 dort auf seinem eigenen boden dem rufe des kaiser Friedrich II. folge leisten. andererseits dehnt sich der besitz des patriarchen von Aquileja weit über Krain und Istrien hinaus nach Kärnten und nach Steiermark, wo er markgräfliche rechte beansprucht. die grosse herrschaft Windischgraz in Untersteier hat er allerdings erst nach 1251 inne, doch entfaltet das patriarchat schon vorher wie nachher eine weitgreifende tätigkeit in Steiermark (v. Krones s. 297). im 12. jh. bereits stehen die steirischen landesfürsten in sehr nahem verhältniss zu den patriarchen (v. Krones s. 80 f.), sie haben das schenkenamt von Aquileja inne und damit, nach der friauler volksmeinung, das protektorat über die alte metropole (v. Krones s. 12; Friaul. stud. s. 310 ff.). über die lehen Aquilejas an die herzöge von Österreich und Steiermark bestehen urkunden von 1189 und

1219 (v. Krones s. 158). das dauert durch das ganze 13. jh., während dessen auch die kärntnischen herzöge lehensträger von Aquileja sind für die herrschaft Windischgraz (v. Krones s. 268). aus diesen beziehungen erklärt sich auch der vertrag vom 20. mai 1250 zwischen Ulrich von Liechtenstein und Philipp den erwählten von Salzburg, dem gemäss die steirischen ministerialen sich wegen Friauls zu einem reichlicheren aufgebote verpflichten (v. Krones s. 243). nach dem erlöschen der Babenberger hat natürlich auch Ottokar II. von Böhmen es angestrebt und zeitweilig erreicht, in ihre rechte mit bezug auf Aquileja und Friaul einzutreten, so dass sich seine Herrschaft tatsächlich bis ans adriatische meer erstreckte. doch musste er im Wiener vertrage von 1276 seine ansprüche (auch Pordenone) aufgeben (v. Krones s. 256). diese verhältnisse öffnen dem einströmenden deutschen adel in Friaul völlig freie bahn, das parlament des patriarchates in Udine, das schon 1207—14 fungierte, ist eine deutsche institution (Friaul. stud. s. 302; v. Luschin s. 171). der *capitaneus generalis,* welchen der patriarch nach italienischer art 1301 bestellt, ist der deutsche graf von Görz (v. Luschin s. 200) und das amt wird noch während des 14. jhs. nur von Deutschen bekleidet, ebenso die stellen der capitanei, vicecapitanei und gastalden (Friaul. stud. s. 394 f.). — Neben allem diesen muss noch in betracht gezogen werden, dass diese politisch eng verbundenen südlichen länder auch an einem überaus regen handelsverkehre teilnahmen, dessen ausgangs- und knotenpunkt Venedig bildete

(Friaul. stud. s. 352 ff., verzeichniss der waaren s. 362). die strasse, welche Friaul mit Kärnten und Steiermark verband (eine besondere zweigte nach Tirol ab), war der alte Römerweg, die »Eisenstrasse« (Friaul. stud. s. 290 f., 364 ff.), jetzt die eisenbahnlinie Bruck-Leoben-Tarvis-Ponteba, und ist just der weg, den Ulrich von Liechtenstein auf seiner Venusfahrt 1227 vom lombardischen Mestre aus gezogen war. ein guter teil der italienischen einwanderung in die Alpenländer ist gewiss auf diesem wege gekommen (Bidermann s. 170 ff., wo auch alte zeugnisse) und hat die alten romanischen spuren wider aufgefrischt (ital. ortsnamen in Steiermark, Bidermann s. 181 f.; alte Romanen in Noricum, v. Luschin s. 78 f.).

Ihrer ganzen historischen lage nach war somit die deutsche adelsgesellschaft des patriarchats und Friauls durchaus geeignet, zwischen deutschem und romanischem wesen zu vermitteln. diese durch mischung mit italienischem blut lebhafter und leichter gewordenen aristokraten besassen interesse für deutsche poesie, wie sich unschwer feststellen lässt. wenn Walther von der Vogelweide wirklich in festem dienstverhältniss zu dem patriarchen Wolfger von Aquileja (bis 1204 bischof von Passau; über ihn Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation s. 15 f.) gestanden hat, wie sich jetzt Burdach geschickt und eifrig zu erweisen bemüht (Allg. deutsche biogr. 41, 53 f. 61 f. 65 f. 67. 73), dann sind seine lieder wol auch in Friaul erklungen. dort in Cividale fanden sich die reiserechnungen Wolfgers aus seiner bischöf-

lichen zeit, in denen das geschenk für den deutschen dichter unweit von dem für italienische sängerinnen verzeichnet wird. (selbst die blätter IX und X, die nach August Höfers erweis in Paul Braunes Beitr. 17, 510 ff. gar nicht zu den reiserechnungen gehören, sind doch hier wertvoll, weil sie die mischung von Deutschen und Italienern bei dem jagdausfluge einer adeligen gesellschaft in Kärnten bezeugen.)

Sehr bedeutsam erscheint uns stellung und wirken des Thomasin von Circlaria, des »Welschen gastes«. (14752 verse, oder vielmehr 14742, denn Rückert hat sich zweimal 1290—1300 und 1490—1500 um je fünf verse verzählt). den urkundlichen nachweis, dass die familie dieses dichters ein dienstmannengeschlecht der patriarchen von Aquileja und in Friaul angesessen sei, hat bekanntlich v. Karajan zuerst erbracht (Zs. f. d. a. 5, 242). Justus Grion hat dann in einem sonst wenig brauchbaren aufsatze einige wertvolle notizen vorgelegt (Zs. f. d. phil. 2, 429—432). alles weitere über Thomasin müssen wir noch seinem werke selbst entnehmen, dessen genauere betrachtung uns hier um so weniger erspart werden kann, als die fachgenossen im allgemeinen das freilich von Rückert nicht sehr gut herausgegebene gedicht weit über gebühr zu vernachlässigen scheinen. (ich nehme Burdach aus, der »Vom Mittelalter zur Reformation« s. 16 dem Welschen gaste gerecht wird.)

4.

Dürfte man den angaben Grions trauen, dann hätte das in Cividale angesessene und mit gütern an verschiedenen orten in Friaul ausgestattete geschlecht der Cerchiari zu dem freien adel des landes gehört (a. a. o. s. 432). nun sind aber die von ihm mitgeteilten urkundenauszüge zu knapp, als dass die sache ohneweiters entschieden werden könnte, zumal die originale nicht gedruckt oder mindestens mir nicht zugänglich sind. dass *Thomasinus de Cerclara* als *canonicus Aquilegiensis* gestorben ist (s. 431), spräche ebenso für den freiherrnstand wie die von Grion erwähnte vergesellschaftung mit anderen adeligen familien Friauls und das auf tüchtigkeit und reichtum beruhende gedächtniss, das die Cerchiari hinterlassen haben und das auch in gebetsstiftungen seinen ausdruck fand (s. 431). andererseits heissen die *de Cerclara* zwar gelegentlich (nicht immer) *domini*, aber niemals *nobiles*, und *Bernardus de Circlaria*, den Grion für den vater des dichters hält, 1198 einfach *miles de Forojulii*. darnach wird es vorläufig am geratensten sein, die Cerchiari den dienstmannen und höchstens vielleicht dem stadtadel zuzurechnen.

Wie dem auch sei, jedesfalls lässt die bezeichnung Thomasins als canonicus der kirche von Aquileja

darauf schliessen, dass er eine für diesen stand notwendige bildung sich werde erworben haben. und das bestätigt vollauf der inhalt seines deutschen hauptwerkes. ich lege hier nur etliches weniges von dem vor, was ich seit langer zeit zum »Welschen gast« gesammelt habe; vielleicht ergibt sich ein andermal gelegenheit, das übrige nachzutragen. aus der biblischen geschichte führt Thomasin eine ziemliche anzahl von personen an stellen an, die meistens einen grösseren zusammenhang befassen (4545. 4737. 5189—5278. 6051—6105. 6189. 6861—6975. 9222. 10703—10790. 10862. 11023—11075. 11898. 11987. 12921). es ist nun doch recht merkwürdig, dass unter den 41 biblischen personen, die er nennt, 35 dem alten testament angehören (Adam 1mal, Kain 3, Abel 4, Enoch 1, Nimrod 1, Abraham 2, Isaak 1, Jakob 2, Joseph 5, Pharao 1, Moses 5, Aaron 1, Dathan und Abiron 1, Balaam 1, Gedeon 1, David 3, Jonathan 1, Saul 1, Absalon 1, Salomon 1, Phineas 1, Hiob 4, Daniel 1, die drei jünglinge 1, Ahasver 1, Haman 4, Jonas 1, Susanna 1, Josephus, Azarias und Judas (2, aus dem 1. buch der Makkabäer), Nicanor (aus dem 1. und 2. buch der Makkabäer), ausserdem noch Nabuchodonosor, Belsazar. aus dem neuen testament erwähnt Thomasin nur (ausser Christus) Herodes 1, heil. drei könige 1, Magdalena 1, Lazarus 2, Judas 2, Paulus 2, Petrus 2 (in dem satze 6207: *ir sult wizzen daz der vischære sô hôhe niht gestigen wære, ob man mit richtuom dar solt komen;* und 8762: *sant Pêter wart ein predigâr, der vordes manige stunde niht*

anders niwan vischen kunde; Maria mit namen gar nicht, und sonst weder einen apostel noch evangelisten. unter den heiligen wird nur s. Martin 3778 genannt. wenngleich nun in der predigt des 12. und 13. jhs. der stoff des alten testamentes noch immer sehr wichtig ist und aus ihm auch vor Berthold von Regensburg hauptsächlich die dispositionen (=*historiae*) entnommen werden, was weder vorher noch nachher so häufig geschah, so bleibt das angegebene verhältniss bei Thomasin doch auffallend genug und zwar so sehr, dass ich daraus zweierlei schliesse: erstens, Thomasin kann weder als priester und prediger, noch als lehrer jemals vor der abfassung seines werkes mit eifer und durch längere zeit tätig gewesen sein, er kann sich nie mit den theologischen studien seiner zeit eingehend befasst haben; zweitens, die richtung, welche sein Welscher gast einschlägt, ist eine überwiegend weltliche, die zwecke der erbauung liegen ihm ebenso fern wie das bedürfniss, religiöse empfindungen selbst zu äussern oder bei anderen hervorzurufen. das ist alles mit einem canonicat am dome zu Aquileja ganz wol vereinbar, ja die häufigkeit der erwähnung biblischer personen ist immerhin durch Thomasins lebensstellung am besten erklärt; es bezeichnet jedoch seine und die haltung seines werkes. damit stimmt ganz überein, was ich über den gebrauch der biblischen lehren bei ihm wahrgenommen habe. ich darf das hier nicht ausführen, sondern nehme nur meine beobachtungen zu dem satze zusammen: Thomasin benutzte die bibel sehr häufig, meistens ohne

sie ausdrücklich zu citieren. aber er steht der bibel im ganzen gegenüber wie einer anderen autoritativen lehrschrift (Seneca, Boethius, Wilhelm von Conches u. s. w.); sie ist ihm keineswegs in fleisch und blut übergegangen, seine sprache ist nicht von ihrem wortlaute durchtränkt (dass er eine ketzerbibel gebraucht habe, war ein absurder einfall Rückerts anm. zu v. 6189 ff.), er verfällt nicht unwillkürlich auf die biblischen bilder und vergleiche (z. b. fast gar nicht die der evangelien) und unterscheidet sich dadurch ganz ungemein von den theologischen dichtern und geistlichen didaktikern des 12. jhs. zu diesem ergebniss führt übrigens auch die vergleichung seines reimgebrauches mit dem der vorangehenden geistlichen poesie: sie haben nichts nennenswert gemeinsames und Thomasins formelhafte reimbindungen sind ganz andere. was er von deutscher poesie kannte, war offenbar weltlichen, nicht geistlichen inhaltes.

Damit stimmt überein, was der »Welsche gast« an persönlichkeiten der antiken welt seinen lesern und hörern vorführt. ausser den griechischen und römischen gelehrten, welche der abschnitt über die sieben freien künste namhaft macht, wird noch eine anzahl heidnischer gestalten genannt (je einmal Helena, Julius Caesar, Hector, Anchises [Troja], Hannibal, Socrates, Aristoteles [die sieben philosophen 6409 ff.] — Cosdroes und Eraclius gehören der legende und predigt an); über alle trägt es Alexander davon, der siebenmal vorkommt (2919. 3371. 3375. 3433. 3767. 6416. 6493), aber ohne dass die fassung der sage genauer bestimmt

werden könnte (vielleicht doch das gedicht des Walther von Chatillon), der er entstammt. es macht also Thomasin auch seine auf der schule erworbene kenntniss der alten geschichte einer weltlichen auffassung des lebens dienstbar. derselben richtung gehört es an, was er von juristischem wissen darlegt und was sich durchaus nicht auf das canonische recht beschränkt. zwar citiert er 9151 ff. *decrête und lêges,* aber seine eingehende behandlung des gerichtswesens 12428 ff. bekundet die genaue vertrautheit mit der weltlichen rechtspraxis des adels. man könnte sich daran erinnern, dass für einen domherrn zur zeit des »Welschen gastes« oftmals nur niedere weihen nötig schienen und dass diese würde eine ganz weltliche lebensführung verstattete.

Und doch möchte das für Thomasin nicht zutreffen, was alsbald klar wird, wenn man sich etwas um die quellen bemüht, aus denen er sein werk geschöpft hat. er verrät wenig genug davon. der einzige kirchenschriftsteller, den er, wie schon Rückert (anm. zu v. 2125) notiert hat, namentlich anführt, ist Gregor der Grosse (4795); er benutzt ihn auch dort, wo er ihn nicht citiert (z. b. verwendet er für v. 8977 ff. den prolog zum 4. buch der dialoge). aber, wenn Gervinus (2^5, 20) den forschungen Rückerts folgend, urteilte, Thomasin habe seine weisheit hauptsächlich aus den antiken schriftstellern entnommen, so trifft das nicht zu, weil eben diese forschungen durchaus nicht ausreichen. Rückert hat auch an den stellen, wo er das richtige sah, es nicht genauer verfolgt, und konnte so zu der ansicht

gelangen, Thomasin habe vielfach die antiken schriften unmittelbar benutzt, indes er doch spätere vermittler gebraucht hatte. ich vermöchte ihm jetzt directe entlehnungen nur aus Seneca und Pseudo-Seneca mit sicherheit nachzuweisen, kaum aus Boethius. für einige sätze werden vielleicht reminiscenzen an die schullektüre von Cicero und Horaz vermutet werden dürfen, wahrscheinlich ist es mir nicht.

Den rahmen seines werkes, zum teil die anordnung und sehr vieles von dem gelehrten material, das Rückert der directen benutzung antiker überlieferung zuschrieb, hat Thomasin aus einem wolbekannten lehrbuch entnommen, der *Philosophia moralis de honesto et utili* des *Wilhelm von Conches* (nicht des Hildebert von Tours, vgl. Anz. f. d. a. 17, 344). wunderlicher weise hat Rückert schon wahrgenommen (anm. zu v. 617. 3433. 5318. 5547. 7836. 12378. 14355. 14619), dass Thomasin diese schrift (Migne, Patrol. Lat. 171, 1003—1056) kannte, hat sich aber darauf beschränkt, ein paar loci nachzusehen; trotzdem ist ihm die allgemeinere bedeutung der »Philosophia moralis« als vorbild des »Welschen gastes« ebenso entgangen wie der genauere zusammenhang im einzelnen. ein beispiel mag statt vieler hier genügen: zu v. 617 ff. merkt Rückert die benutzte stelle bei Wilhelm von Conches (Migne 171, 1036 C) an, bringt aber noch eine andere aus Seneca bei, die hier benutzt werde. dabei übersieht er, dass in der lateinischen schrift um ein paar zeilen später (1036 D) just der satz aus Terenz angezogen wird,

den Thomasin hier widergibt: *suspicere, tamquam in speculum, in vitas omnium . . . atque ex aliis sumere exemplum sibi: (619) wan die vrumen liute sint und suln sîn spiegel dem kint. daz kint an in ersehen sol, waz stê übel oder wol. siht er daz im mac gevallen, daz lâz niht von sîm muote vallen; siht er daz in niht dunket guot, daz bezzer er in sînem muot.* die folgenden stellen Wilhelms (1037) haben jedoch zugleich auch den rahmen für Thomasins 1. buch abgegeben: dort steht die mahnung wider trägheit und spielsucht der jugend (W. g. 141 ff. 165 ff.), darnach das lob der schamhaftigkeit (*verecundia*, W. g. 185 ff.) und überhaupt die ganze dreiteilung dieses abschnittes. — ist es denn doch nicht sehr merkwürdig, dass diese selbe *Philosophia moralis* von dem im fernsten süden heimischen deutschen lehrdichter und, ungefähr ein menschenalter früher (Edward Schröder, Anz. f. d. a. 17, 78 f.), durch den norddeutschen Wernher von Elmendorf (Zs. f. d. a. 34, 55—75) bearbeitet wurde? noch bemerke ich, dass für feinere untersuchungen der lateinische text des Wilhelm von Conches, wie er aus drei hss. (Zs. f. d. a. 34, 56) in Mignes Patrologie veröffentlicht wurde, nicht genügt; es gibt bessere und auch viel reichhaltigere hss. dieses tractates: auf eine davon, in dem Cistercienserkloster Stams (Oberinnthal, Tirol), hat Anton Zingerle die aufmerksamkeit gelenkt (Sitzungsber. der Münchener akad. 1881 s. 298 ff.)

An etlichen stellen seines werkes entfaltet Thomasin eine weitergreifende gelehrsamkeit. die wichtigste

darunter 8899 ff. handelt von den sieben freien künsten. sie bearbeitet die entsprechende partie des *Anticlaudianus, seu librorum de officio viri boni et perfecti summarium*, eines werkes, das Alanus ab Insulis gegen eine satire Claudians, aber ebenso unter der einwirkung der berühmten schrift des Marcianus Capella, De nuptiis Mercurii et Philologiae verfasst hat, wie sein *Liber de planctu naturae* den aufbau und das wichtigste der ausführung der Consolatio philosophiae des Boethius verdankt. den vielgelesenen Anticlaudian hat der Cistercienser Carolus de Visch aus pietät gegen seinen vermeintlichen ordensbruder (vgl. v. Hertling im Kirchenlex. 1^2, 395 f.), den Doctor universalis Alanus, sorgfältig herausgegeben, seine edition ist wider abgedruckt bei Migne, Patrol. Lat. 210, 481—576. Thomasin nennt am erwähnten orte zunächst die sieben freien künste, definiert sie dann kurz und schliesst daran eine ausführliche besprechung der bedeutendsten meister jeder dieser künste und ihres wirkens. dabei legt er zugrunde die darstellung bei Alanus in den abschnitten kapitel 8 des 2. buches bis kapitel 2 des 4. buches (Migne 210, 508—521). bei der grammatik hebt er hervor: Donat, Aristarch, Priscian v. 8937 ff., ebenso Alanus 508 BC; dialektik v. 8941 ff. Aristoteles, Boecius, Zeno, Porphirius = Alanus 511 BC; rhetorik v. 8945 ff. Tullius, Quintilian, Sidonius = Alanus 513 BC; arithmetik v. 8949 ff. Crisippus, Pitagoras = Alanus 516 B (nur die zwei letzten; die beiden früheren, Nicomachus und Gilbertus, lässt Thomasin weg);

musik v. 8951 f. Gregorius, Timotheus, Millesius = Alanus 518 A. diese stelle stimmt scheinbar nicht, ist aber gerade von schlagender beweiskraft. Rückert sagt in seiner anmerkung dazu: »die hss. geben hier den unerhörten namen *Micalus* mit merkwürdiger übereinstimmung. meine konjektur [*Timothêus* für *Micalus*] beruht auf der ähnlichkeit des lautes, die zwischen *Micalus* und *Timotheus* allerdings nicht gross, aber doch grösser ist, wie zwischen jedem anderen namen, an den man zu denken versucht wäre, hauptsächlich aber auf der zugesetzten heimatsbezeichnung *Millesius*. Boethius, De mus. 1, 1 spricht ausführlich von ihm und erzählt seine bekannten begegnisse in Sparta: *idcirco Timotheo Milesio Spartiatas etc.*« Rückert hat recht und unrecht: unter dem *Milesius* ist allerdings der Flötenmeister *Timotheus* verstanden, aber auch *Micalus* bezeichnet eine musikalische grösse, denn im Anticlaudian heisst es 518 A:

> Illic artifices, quos musica gaudet habere
> consortes, vel quos proprii dignatur honore
> nominis amplecti, scripturae fama perennat.
> mellitae vocis *Milesius* exerit usum —.
> navigat in medio, partem relinquit utramque
> *Gregorius* noster, refugitque pericula vocum —,
> musica laetatur *Michalo* doctore, suosque
> corrigit errores, tali dictante magistro.

Das sind die drei namen, wie die hss. des Welschen gastes sie 8951 f. darbieten. — geometrie v. 8953 f. Thales, Euclydes = Alanus 520 AB; astronomie v. 8955 ff. Albumasar, Ptolemaeus (vgl. Migne

172, 59 B), Atlas = Alanus 521 AB. der allerdings sehr merkwürdige astronom *Atlas* verdankt seinen ursprung einem missverständnisse Thomasins, denn es heisst bei Alanus a. a. o.

> astraque sustentat, dum sustentatur ab astris
> *Atlantis* virtus, coeli sine pondere pondus
> gestat, fert coelum dum fertur, dumque ferendo
> sideribus cedit, cedenti sidera reddunt.

somit hat der Welsche gast den weltriesen des griechischen mythus für einen gelehrten angesehen. — die deutung und anwendung der sieben freien künste, welche Thomasin v. 8999—9062 folgen lässt, entnimmt er zu einem teile dem 6. kapitel des 7. buches des Anticlaudian (Migne 210, 554 ff. vgl. übrigens noch den hymnus des Alanus über diese künste s. 577 ff.). die darauf folgende darstellung von *Divinitas* und *Physica* entspricht, indem die namen zum schulmässigen geändert werden, der *Theologia* und *Natura* bei Alanus in den nächst vorhergehenden kapiteln. — noch in einem anderen teile seines werkes benutzt Thomasin das gedicht des Alanus, v. 7385 ff. bei seiner beschreibung des kampfes zwischen tugenden und lastern. zwar dass er *Übermuot* = *Superbia* an die spitze treten lässt, das gibt er nach einer ganz alten vorstellung an (Zs. f. d. a. 38, 136 f.), die übrigen scharen der laster ordnet er aber gemäss der darstellung im 8. und 9. buche des Anticlaudian (a. a. o. s. 559 ff.), was besonders hübsch in der übereinstimmung von v. 7391 ff. mit kapitel 6 des 8. buches (s. 564 ff.) hervortritt. — ich will endlich nicht ver-

schweigen, dass zwischen dem *Doctrinale minus* oder *Liber parabolarum*, welches werk dem Alanus zugeschrieben wird (Migne 210, 581—594), und dem gebrauche von bildern und vergleichen bei Thomasin mir vielfache berührungen zu herrschen scheinen. — ferner vgl. zu v. 6051 ff. des Anticlaudian liber 6, kapitel 8 (Migne 210, 548 C), wo auch der *Phineas* mit dem ihn auszeichnenden *zelus* sich findet, den Rückert in der anmerkung vermisste.

An einer anderen stelle verwertet Thomasin seine kenntniss vom weltbau, um sie dann gleichfalls ins ethische zu wenden. das geschieht v. 2277—2422. der abschnitt bietet, insbesondere in der beschreibung der wechselseitigen beeinflussung der vier elemente viel rätselvolles, beinahe dunkles (auch durch Rückerts falsche interpunktion), das aber schwindet, sobald man dazu das kapitel 21 der 1. buches der *Philosophia mundi* liest, das Wilhelm von Conches verfasst hat (unter dem namen des Honorius Augustodunensis gedruckt bei Migne 172, 39—102; dort s. 48—55, vgl. ferner s. 93 B—D). die angaben über die lage der elemente v. 2349 ff. entstammen den kapiteln 1. 3. 6 des 2. buches (a. a. o. s. 57 ff.), die der planeten v. 2363 ff. den kapiteln 17 ff. des 2. buches (a. a. o. s. 62 ff.). dabei ist Thomasin widerum ein auffälliges missverständniss begegnet; er sagt v. 2371 f.: *geheizen ist Vênus der vumft, kalt und naz ist sîn kumft.* Venus *kalt*, das wäre sonderbar. bei Wilhelm von Conches steht im 20. kapitel (s. 63 C): *Venus calida et humida stella,* es hat also hier in einem augen-

blicke der vergesslichkeit der Welsche gast das lateinische *calidus* durch ein scheinbar etymologisch verwandtes deutsches *kalt* übersetzt. — zu v. 2178 ff. wird man die kapitel 25—29 des 2. buches (s. 65—71) halten dürfen.

Der früher behandelte passus von den sieben freien künsten wird eingeleitet und beschlossen v. 8789 ff. 9449—9594 durch erörterung der seelenkräfte und sinne. diese partie schöpft ganz aus dem werkchen *De septem septenis* des Joannes Sarisberiensis, sectio 4: de septem viribus animae (Migne 199, 951 ff., vgl. dazu noch desselben autors Metalogicus, liber 4, kapitel 9—20, Migne 199, 921—928). von dorther, sectio 2 (s. 948 ff.) stammt wol auch der andere teil der erwähnten deutungen der artes liberales v. 8999 ff., sowie die betrachtungen über die fünf sinne sich mit sectio 3 (s. 950 f.) berühren, und der gedanke, divinitas und physica als achte und neunte den sieben künsten anzureihen, aus sectio 7 (s. 960 ff.) geholt ist. die stiege der tugenden, von welcher das 5. buch des Welschen gastes, besonders v. 5781 ff., handelt, ist nach sectio 5 (s. 954) aufgebaut. dass Thomasin auch das hauptwerk des Joannes Sarisberiensis, der *Polycraticus* nicht unbekannt war, hatte Rückert schon gefunden, vgl. seine anmerkungen zu v. 1723. 13841. vielleicht hat der Welsche gast auch aus dem vorwort zu diesem werke (auctor ad opus suum, Migne 199, 379 ff.) die anregung zu seiner hübschen zwiesprache mit der feder im eingange des 9. buches v. 12223 ff. (vgl. noch 13565 ff.) entnommen. (vgl.

übrigens die verse über die tätigkeit des personificierten *calamus*, welche die zweite praefatio zum Anticlaudian des Alanus enthält, Migne 210, 487 ff.; im schlusskapitel desselben werkes, das neue bücher umfasst, wird die *pagina* angesprochen, a. a. o. s. 574 CD. — das erste der rätsel des Symposius hat den *stilus* zum gegenstande.) dafür bieten sich freilich noch andere möglichkeiten: Hartmann von Aue schliesst sein 2. büchlein mit einer anrede an sein werkchen; Ulrich von Liechtenstein füllt beinahe sein ganzes 1. büchlein (Lachm. 44, 17 ff.) mit einer solchen ansprache, die verglichen mit dem Entheticus zum Polycraticus sogar deutlich zeigt, wie verschiedene autoren in derselben situation ganz unabhängig von einander auf sehr ähnliche gedanken verfallen können. eine unmittelbare rede an die feder hat man in der biographie des h. Odo von Clugny durch seinen schüler Johannes (vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen 1^6, 422) aufgelesen, wo (Migne 133, 52 CD) aber der schriftsteller von Gregor dem Grossen in einer vision zu dem schwierigen werke der abbreviatur der Moralia in Job ermuntert wird, nicht das werkzeug. (mein amtsgenosse, prof. Heinrich Schenkl, hat die grosse güte gehabt, auf meine bitte die im mittelalter meistgebrauchten lateinischen dichter auf dieses gespräch Thomasins mit der feder hin durchzusehen. das ergebniss war negativ: weder *stilus*, noch *calamus* oder gar *penna* werden von den antiken poeten angesprochen, nur das buch oder die schrift, und zwar in folgenden beispielen: Ovid Tristien 1, 1

(*liber*); 2 (*libelli*); 3, 1 und 5, 4 (das buch spricht selbst); 3, 7 (*littera*). Statius, Silv. 4, 4 (*epistola*); Theb. 12, 810 ff. (Thebais). Martial 1, 3 (*parve liber*); 3, 2 (*libelle*); 3, 4, 5. 8, 1. 11, 1. 12, 3 (*liber*); 12, 2 (*carmina*). Ausonius, epigr. 34 (*charta*); epist. 16 (*libelle*); 21 (*iambe*). es ist also nicht daran zu denken, dass Thomasin bei seinem gespräch eine schulerinnerung verwertet habe.) — zu v. 11639 ff. vgl. den 2. band meiner Altd. Pred., anm. zu 6, 24.

Aus diesen hier vorgebrachten hinweisen auf etliche quellenwerke, die Thomasin stark ausgenutzt hat, ergibt sich meines erachtens mit ziemlicher gewissheit, dass der autor für den geistlichen stand, den eine urkunde ihm zuschreibt, auch wirklich erzogen worden ist: andersfalls wäre diese litteratur ihm nicht wol zugänglich gewesen. man wird dawider nicht, wie es geschehen ist, etliche sätze anführen dürfen, in denen Thomasin unkirchliche gesinnung zu äussern scheint: z. b. v. 10187 ff. darüber, dass man nicht länger in der kirche verweile, als die andacht vorhält; v. 10216 ff. über das wirksame gebet. denn gerade die ansichten, welche er hier vorträgt, sind von alter zeit her (zum mindesten sagt schon Augustinus, Sermo 114, bei Migne 38, 652 ff.: *oratio optima, vita justa*) durch die kirchenväter gelehrt worden, und im anschlusse an das herrenwort: *nolite multum loqui* (Matth. 6, 7) ist von den commentatoren und homileten immer vor dem langen lippengebet gewarnt und zu der kurzen herzensbitte ermahnt worden.

Unleugbar jedoch scheint mir, wenn ich diesen abschnitt überblicke, dass Thomasin bei der ausarbeitung seines werkes nicht so sehr theologische schriften im engeren sinne des wortes zu rate gezogen hat, sondern bücher, in denen sich geistliche mit weltlicher weisheit verband. das findet, sofern ich nicht irre, in dem übrigen charakter seines gedichtes, sowie in der daraus erschliessbaren lebensführung des autors eine durchaus befriedigende erklärung.

5.

Es muss sofort mit aller bestimmtheit ausgesprochen werden, dass Thomasin von Zirclaria die weltliche sittenlehre seines »Welschen gastes« durchweg vom standpunkte aristokratischer lebensbetrachtung aus vorträgt: seine didaktik ist die ausschliesslichste standespoesie, welche ich aus seiner zeit kenne. dieses urteil befindet sich, wie ich wol weiss, in hartem gegensatze zu dem herkömmlichen. man hat sich eben bei diesem hauptsächlich an stellen gehalten wie v. 3855—3926 (Gervinus 2^5, 10 f.). allein da kommt nur die pflichtmässige anschauung der kirche zum vorschein, wornach alle menschen weltlicburt aus gleich und alle gottes kinder sind.

in anderen partien lehrt Thomasin nur, dass adelig sein auch adeliges leben erfordere; das geht jedoch von der auffassung aus, edle gesinnung sei an sich schon die auszeichnende eigentümlichkeit des mannes von edler abstammung und scheide ihn von dem gemeinen. und das war die ansicht des mittelalters überhaupt. wenn man darin, ebenso wie in ähnlichen äusserungen Walthers von der Vogelweide, den ausdruck einer über den durchschnitt der menschen des zeitalters erhabenen humanität gefunden hat, so scheint mir das vom modernen standpunkte aus geurteilt und aus einer vorstellung von idealen zuständen der menschlichen gesellschaft, welche die »erklärung der menschenrechte« bereits hinter sich hat. — überschätzt man also, wie ich denke, die geistige freiheit, welche in dem axiom von der ursprünglichen und vor gott fortdauernden gleichheit aller menschen steckt, und hält man diesen grundgedanken des christentums mit unrecht für ein zeichen persönlich vornehmen empfindens, so hat man andererseits eine bekannte stelle bei Thomasin viel zu scharf, und widerum vom modernen standpunkte aus verurteilt. v. 11269 bis etwa 11310 spricht der Welsche gast im allgemeinen über die ketzer: das scheinen ihm leute, die nur zum bösen raten; tausend habe er gesehen, aber keinen, der pflichtgemäss gesprochen habe, darum sei alles streiten mit ihnen unnütz. und er bestimmt den begriff der ketzermoral v. 11293: *ir sult wizzen sicherlîchen daz der lebet ketzerlîchen, der dâ wert mit widerst*[illegible]at *sîne bôsheit zaller zît und den allez daz dunk*

daz er aller gernest tuot. allen lüsten hängt somit der ketzer nach und achtet auf keine pflicht. das ist die auffassung, aus der im mittelalter die bedeutung »widernatürlicher verbrecher, sodomit«, für das wort *ketzer* sich entwickeln konnte, vgl. Hildebrand im DWtB. 5, 639 f. dann stehen 12883 ff. die verse, in denen Thomasin die Lombardei glücklich preisen möchte, wenn sie den herzog von Österreich zum herrn hätte, der sich darauf versteht die ketzer zu sieden: »er hat damit dem teufel ein schönes gericht bereitet, denn dieser braucht sich an den gesottenen und gebratenen ketzern nicht die zähne zu zerbrechen«. der witz dieser verse ist gewiss nicht sehr geschmackvoll, er ist grotesk und barbarisch, wie vieles am humor des mittelalters; aber er darf nicht als ein zeichen abnormer roheit angesehen und zum nachteile Thomasins mit den äusserungen Walthers und Wolframs über juden und heiden verglichen werden. bei Walther kommen ketzer nicht vor und auch Wolfram hat sich nicht über sie geäussert; wir wissen also nicht, wie diese beiden männer über ketzerei gedacht haben. gewiss aber haben wir, so lange kein zeugniss dawider spricht, auch keine ursache, anzunehmen, ihre meinung habe sich von der allgemeinen ihrer zeit über ketzer sonderlich unterschieden. und diese legt Thomasin v. 12647—12682 sehr klar aus einander: »wie kommt es, fragt er, dass es jetzt so viele ketzer gibt?« weil sie das geistliche gericht nicht fürchten; darum sollte man sie vor das weltliche rufen. wenn nun jemand, der sich nicht

auf das recht versteht, etwa sagen wollte: »man darf niemanden zwingen zum rechten glauben; wir lassen doch auch die juden leben, trotzdem sie nicht christen werden wollen,« so will ich ihm darauf die passende antwort erteilen: wollte *mein* eigener sohn nicht nach meinem willen leben, wie es seine pflicht ist, dann würde ich ihn gewiss tadeln und züchtigen. wäre es aber *dein* sohn, der nicht gemäss seiner pflicht lebte, dann befasste ich mich nicht damit, ihn zu strafen; das wäre deine sache. so handelt die kirche: sie zwingt ihre kinder und überlässt die fremden ihren vätern. weshalb sollte sie den juden zwang antun, sie gehen sie ja nichts an. die ketzer hingegen waren ihre kinder, und über sie hat sie gewalt. ist der mensch einmal getauft, dann gehört er fortan zur kirche, und will er darnach sich von ihr trennen, dann muss man ihn zum rechten zwingen. und das fällt dem weltlichen gerichte zu, sofern das geistliche nichts hilft.« — das veranlasst dann Thomasin, den herzog von Österreich zu loben, der mit weltlichem arm das geistliche gericht unterstützt, denn (v. 12691 ff.) diese beiden mächte müssen einander helfen, sonst fällt überhaupt alles recht zu boden. — und nun vergleiche man mit dieser erörterung die verse über die ketzer bei Freidank 25, 13—26, 23 (und W. Grimms einl. s. LXV ff.) und überzeuge sich, dass die sprüche dieser sammlung, die einen spiegel der öffentlichen meinung des mittelalters darstellt, durchaus mit Thomasins auffassung übereinstimmen. aber es bedarf dessen und all der sonstigen zeugnisse nicht: der

kenner weiss, dass die menschen wirklich so dachten, die während des mittelalters zur christlichen kirche sich bekannten. und es ergibt sich daraus widerum, dass man sich in acht nehmen sollte, moderne vorstellungen zum massstabe des urteils über die alte zeit zu nehmen. seit der kirchenspaltung gibt es eine weitverbreitete auffassung, der gemäss die ketzer des mittelalters (und was gibt es darunter für sonderbare sekten!) als vorläufer der protestanten erscheinen; Arnolds kirchen- und ketzerhistorie bildet ihren klassischen ausdruck. sie werden als kämpfer für die religiöse freiheit angesehen und gepriesen. wer jedoch wirklich und ehrlich historisch verstehen will, der darf über mittelalterliche ketzer — soweit es auf diesen zusammenhang hier ankommt — überhaupt keinerlei werturteil fällen, sondern sich nur bemühen, das mittelalter aus dem mittelalter zu begreifen.

Ich komme nach dieser abschweifung darauf zurück, dass Thomasins Welscher gast ein stück adeliger standespoesie vorstellt. das lässt sich unschwer beweisen. mit seinen ermahnungen wendet sich der dichter stets zuerst an die ritter, dann an die pfaffen (typisch 6325. 6371). er geht von dem höchsten begriff des adels aus, der alle sittliche vollkommenheit mit dem vorzuge der geburt vereinen muss (z. b. 3855. 3881. 4401. 5961). die einzelnen geistlichen tugenden begreift er nur im gesichtswinkel des adels, so die herrentugend der *milte*, deren ausübung das 10. buch schildert. natürliche pflicht der ritter und fürsten ist es, die (geistlich gefasste) gelehrsamkeit zu

fördern. und zwar sollten sowol die weltlichen herren als auch die bischöfe alle jene unterstützen, welche gemäss gaben und neigung gerne studieren möchten, es aber aus mangel an mitteln nicht können (6505 ff.). besonders legt er dies den bischöfen ans herz, denen es sonst leicht an den notwendigen predigern fehlen dürfte (6521 ff.). wenn aber die studierten leute von der schule gekommen sind, dann sollten sie an den höfen geehrt und an die richtigen stellen gebracht werden (6581 ff); dass es so häufig nicht geschieht, liegt an den herren, die mehr auf geld als auf ehre geben. die adelige gesellschaft kennt Thomasin auf das genaueste (vgl. z. b. 13689 über den vortritt der ehrenfräulein vor der herrin), ihr war seine erste schrift gewidmet, die laster und fehler ihrer jugend sucht seine lehre abzustellen 297. 363. 377. 527. 581 u. s. w., wo immer einzig und allein die lebensgewohnheiten des adels vorausgesetzt werden (z. b. die weise zu schenken 14589, die ganz unserem modernen gefühl entspricht). darum ist er auch im turnierwesen wol erfahren 3647. 3831, versteht sich auch auf jagd und falken 3247. 7970, weiss wie man zielt und schiesst 9953 (herstellung des giftpfeiles 12523) und hat ein sachliches urteil in militärischen dingen 6653. es ist ihm bekannt, wie die heiraten in adelskreisen zustande kommen 3461, wie man sich beim tode eines freundes benimmt 5547, wie es witwer und witwe zu halten haben 5605, und dass die prunkvollen grabmäler der herren oftmals für ungerechte aufgestellt werden 5493. die obersten ritterpflichten

empfiehlt er eindringlich 7801. 7831; die der geistlichen 7821. sehr bezeichnend sind die klugen lehren, mit denen er den adel beim verkehre mit freien und eigenen leuten anweist 7857. 7979. adel und volk können einander nicht entbehren, darum muss der adel das volk gut behandeln 3070. 3083. 3143, vgl. Alanus, Lib. parabol., Migne 210, 582: stultus, qui puppem sine remige ducit in altum; et sine subsidio, qui grave sumit onus (das wort *volc* wird aus dem sprachgefühle des Italieners heraus angewendet); aber gerade an diesen stellen zeigt sich auf das allerdeutlichste, dass Thomasin im sinne des adels urteilt, der von oben herab das volk da unten mit seinen spenden beglückt. durchaus rittermässig ist die art, wie Thomasin aus guter kenntniss, erworben im verkehre mit den benachbarten Venetianern, über die wucherer urteilt 2109. 7023. 7101. 8143 (wechsler 8119, zinsbücher 8691, währung 2684). auch ein edelmann kann gelegentlich im gefängniss schmachten, das muss er eben als prüfung geduldig ertragen 5349. eingehend und wolunterrichtet behandelt Thomasin die fragen des rechtes (z. b. 4065), und die ausführlichen darlegungen über das gerichtswesen 12375 ff. stützen sich keineswegs hauptsächlich, wie Rückert in der anmerkung meint, auf Isidors Sentenzen, sondern sind zum guten teile aus der erfahrung eines tätigen lebens geschöpft. darum denkt beim richterkleid 13221 f. Thomasin unwillkürlich nur an den scharlach der geistlichen justiz, der canonici (Du Cange 7, 340). die weissen röcklein der aufrührer 12829 f., welche

Rückert nicht in der bibel findet, hat der autor für den israelitischen gottesdienst aus den chorröcken seiner zeit ergänzt. dass er dabei die strenge besonders empfiehlt 12501. 12575, wird nicht bloss in dem system des lehrvortrages begründet sein, sondern in seiner persönlichkeit und vielleicht auch in seinem amtswirken.

Damit gelange ich zu einer allgemeinen beobachtung, die sich mir bei wiederholtem studium des Welschen gastes immer bestimmter aufgedrängt hat: es stecken viel mehr anspielungen auf die eigenen schicksale des verfassers und auf die geschichtlichen vorkommnisse seiner zeit in dem Welschen gast, als bisher erkannt worden ist. man fühlt es beim lesen, wie die adjectiva schärfer und persönlicher werden, als die verallgemeinernde didaktische kunst gestattet; wie die prädicatsverba sich mit erzählendem inhalte füllen, und man empfindet deutlich, dass sich hier dem dichter die erfahrung seines lebens, das bild seiner umgebung an die stelle der farblosen abstraktion seiner lehrweisheit schiebt. freilich liegt ein weiter abstand zwischen einem solchen gefühl und zwischen der möglichkeit, mit unserem kümmerlichen materiale (und meiner dürftigen kenntniss) dem autor historische anspielungen nachzuweisen. ich kann leichter solche stellen aufzeigen, als sie auf bestimmte personen und verhältnisse beziehen. da jedoch bisher überhaupt nur die von Thomasin durch eigennamen gekennzeichneten ereignisse gedeutet worden sind, mögen auch solche vermutungen hier gewagt

werden, zumal sie dazu dienen, die stellung des Welschen gastes besser zu würdigen, die für den zusammenhang meiner darlegung wichtig ist.

Da sind einmal die partien, in denen Thomasin die pflichten eines landesherrn bespricht, ihn zur strengen einhaltung der religiösen gebote, zur unterstützung der geistlichen gewalten ermahnt, ihn vor übermut warnt und zur guten, gerechten behandlung der eigenleute auffordert 6262. 7887. 12965. 14205 u. s. w. zeigen schon diese und andere abschnitte, dass der verfasser dabei die schwierige lage des patriarchates von Aquileja im auge hat, die durch den unaufhörlichen konflikt zwischen der halb geistlichen, halb weltlichen macht des metropolitans und den stets durch gewalttaten unterstützten ansprüchen der deutschen ritterschaft, sowie der starken landherren im norden entstanden war, so scheinen einzelne lehren unmittelbar die dortigen verhältnisse zu betreffen. so, wenn 13287 von voreiligen drohungen abgemahnt wird, denen man nachdruck zu verleihen ausserstande ist; oder, wenn 13413 betont wird, dass man gerüchten und klagen nicht allzuschnell glauben schenken solle, dagegen 13513 die anweisung vorgetragen wird, man möge des mit unrecht geschädigten sich annehmen, wenn schon nicht durch gerichtliches eingreifen, wozu man vielleicht gar nicht berechtigt ist, so doch durch rat und werktätige hilfe. der bischof, dem die verse 6541 ff. vorhalten, dass er gelehrte und gebildete priester oder schüler, die sich dazu eignen, nicht unterstütze, war dem

autor gewiss persönlich bekannt, und der bischof, der zugleich die herzogsgewalt inne hat 12849 und desshalb dazu aufgefordert wird, sein weltliches gericht in guter ordnung zu halten, ist schwerlich jemand anders als der patriarch selbst, da doch der einzige andere deutsche kirchenfürst in ähnlicher lage, der bischof von Würzburg, zu weit abliegt.

Da wird man sich denn auch nicht verwundern, wenn Thomasin die anschauung der Friauler landschaft mit ihrem gemisch von felsburgen, fruchtbarer ebene und meeresküste in seinem gedichte verwendet. gebirg und meer stellt er 1867 einander entgegen, die kontraste zwischen grosser sommerhitze und winterfrost sind 2155 so scharf betont, dass sie etwas von ihrer allgemeinen giltigkeit einbüssen, auch das vegetationsbild 2197 hat wol die bestimmte gegend zur voraussetzung. die verbindung von burgen und städten entspricht der besonderen lage der festen plätze in Friaul 2999; die stelle 3200 ff. lehnt sich vielleicht an die verse von Horaz, die Rückert angeführt hat, vielleicht aber auch an die des Alanus, Liber parabol., Migne 210, 584: *tutior in terra locus est, quam turribus altis; qui jacet in terra, non habet unde cadat. impetus et venti, tonitrus et fulmina turres flatibus evertunt, stare sed ima sinunt*; dagegen mögen die vergleiche 6426. 6465 der gesehenen wirklichkeit entnommen sein.

Thomasin beschreibt ein stück aus seiner (ihm noch nicht ferne liegenden 2445) jugend in der hübschen ansprache, die er seine feder an ihn halten

lässt: jetzt, sagt sie, plagst du mich arg bei tag und nacht und lässt mich von herren und knechten schreiben; früher hast du dich nur in guter gesellschaft bewegt, hast mit rittern turniert und mit frauen den tanz besehen. damals warst du höfisch, da gieng es mir besser bei dir, als nunmehr, wo du zum klausner geworden bist, dein tor zusperrst, von rittern und damen nichts mehr wissen willst und mich bei nächtlichem lichte mehr abmühst als zur zeit, da du auf der schule warst. — Thomasin wird also seine jungen tage auch genossen haben. später war es dann wol seine beschäftigung in der kanzlei, die ihm den vergleich nahe legte, den er 13997 mit der urkunde und ihrer siegelung weitläuftig vorträgt. dort hat er sich wol auch die kenntnisse angeeignet, die ihn befähigen, sich so sachverständig wider das unheraldische übermass in wappenbildern mit zahlreichen beispielen auszusprechen, wie er 10425—10470 tut. dazu gehört gewiss auch die polemik Thomasins 10471—10512. 12431—12444 wider Walthers lob des wappen kaiser Otto IV., die freilich erst in der zeit Friedrich II., da der Welsche gast auftrat, am platze war. und einer fast berufsmässigen vertrautheit mit dem wappenwesen rühmt sich Thomasin 13966: *sicherlîchen, sæhe ich verre in dem lande ein gewæfn daz ich erkande, ich wânde unde sprœche sâ, daz der rîter wære dâ, ze dem ich diu wâfen hiet gesehen; und möht sîn doch anders geschehen: wan der man der si hiete dâ, der möht si haben anderswâ verstoln ode sus genomen; ez ist ouch dicke alsô komen*

(pseudonyme wappen). wer so bekannt ist mit den verhältnissen des adels im lande und seiner geschichte, dem mag man es auch wol zutrauen, dass er mit dem beispielsweise hervorgehobenen schenkenamt, das verliehen wird, 2236. 3283 zunächst an Aquileja dachte (vgl. oben s. 31). und so wird wol in den versen 3416 ff. eine anspielung gefunden werden müssen auf die ächtung des Heinrich von Andechs-Meran, markgrafen von Istrien und Krain, die 1208, sieben jahre vor der abfassung des Welschen gastes, stattfand. beide länder, Istrien und Krain, kamen dann 1214 durch vergabung kaiser Friedrich II. an Aquileja, doch blieb diese schenkung vorläufig unvollzogen (v. Krones, Handbuch der Gesch. Österr. 1, 342). 3423 ff. beziehen sich gewiss auf kaiser Otto IV., von dem man 1215 nach der schlacht bei Bouvines sehr wol sagen konnte, dass er einst die macht eines kaisers besessen habe, jetzt aber nicht einmal die kraft eines königs; die bezeichnung *künec* passt nach Friedrichs krönung zu Aachen ganz gut für ihn. wie genau Thomasin die geschichtlichen vorgänge in Italien kannte, lehrt sein, von Rückert zur genüge erklärter abschnitt 2423—2490 (vgl. noch 10569 ff.). am nächsten liegt ihm natürlich die Lombardei, wo er von Otto IV. zügen weiss 10471 und von den ketzern 12683. aber auch die schicksale des griechischen kaiserthrones beschäftigten ihn wie andere abendländische politiker 10595. 11003. er muss historische werke gern und eifrig gelesen haben, das sieht man aus 10653 ff., wo er die chroniken lobt,

bedauert, dass er nicht alle genug kennt und den könig tadelt, dessen geschichte aus trägheit ungeschrieben blieb.

Die gesinnung, mit der Thomasin diese interessen pflegte, erhellt aus seinem lob der gelehrten studien 9181 ff., das übrigens 9192 f. so gefasst ist, dass er als geistlicher sich den laien gegenüberstellt. darum ist es auch begreiflich, dass er ausser jurisprudenz (seine ansichten über das imperatorentum sind die eines im römischen recht heraufgewachsenen 10990) und historie noch sonst allerlei weltkenntniss zeigt: etwas von medizin 5089, von pflanzenkunde 14087. vor allem aber kennt er die epische dichtung und gibt daher anleitung den junkern 1041 und den edelfräulein 773. 1029, welche romane ihnen zur lektüre besonders zu empfehlen wären. diese stellen (dazu 6325) bedürfen noch sehr eines litterarhistorischen kommentares, dem Rückerts anmerkungen alles zu tun übrig liessen. hier soll nur erwähnt werden, dass die verse 1135 ff.: *dâ von ich den danken wil, die uns der âventiure vil in tiusche zungen hânt verkêret,* keineswegs zu dem schlusse zwingen, die vorher aufgezählten romanpersonen seien alle deutschen büchern entnommen; es heisst ja hier nur *der âventiure vil.* gewiss wendet sich der Welsche gast ausschliesslich an ein deutsches publikum (Rückert s. 530), er hat aber auch die deutschen romane, denen die mehrzahl der von ihm genannten helden und heldinnen wahrscheinlich angehört, selbst gelesen. denn es ist falsch und durch kein zeugniss begründet, dass Thomasin

(Rückert s. 531) »seinem ganzen bildungsgange nach mit der französischen litteratur vertrauter war wie mit der deutschen«; noch falscher freilich, »dass er zuerst als dichter in nordfranzösischer sprache aufgetreten sei, wie er selbst sage«, da sein *welsch* nichts anderes bedeutet als »italienisch«. vielleicht lässt sich wenigstens mittelbar ein beispiel dafür beibringen, dass Thomasin einen deutschen roman aus eigener lektüre kannte. in dem wolbekannten und viel nachgeahmten (Henricis ausgabe s. 389) eingange des Iwein Hartmanns von Aue heisst es v. 4 ff.: *des gît gewisse lêre künec Artûs der guote, der mit riters muote nâch lobe kunde strîten. er hât bî sînen zîten gelebet alsô schône, daz er der êren krône dô truoc und noch sîn name treit. des habent die wârheit sîne lantliute: si jehent er lebe noch hiute: er hât den lop erworben, ist im der lîp erstorben, sô lebet doch iemer sîn name. er ist lasterlîcher schame iemer vil gar erwert, der noch nâch sînem site vert.* hier preist Hartmann nicht bloss den könig Artus als ein ideal ritterlichen lebens, sondern er empfiehlt sogar dessen beispiel auf das dringendste zur nachahmung: der edelmann ist tadelfrei, der so lebt wie er. von einem solchen dichter ausgesprochen war das ein weittragender lehrsatz, der Thomasin, seinem standpunkte gemäss, sehr gefährlich vorkommen musste. darum kehrt er sich ganz ausdrücklich wider ihn mit den versen 3525 ff.: *wan swenn wir haben wol gepreit unsern namen mit arbeit, sô hilft uns unser name niht, wan uns ze varen doch geschiht, dâ die*

andern hin sint. dem vater varent nâch diu kint gelîche al nâch ir getæte, nâch rehte od nâch missetæte: swar in ze varne geschiht, ir name hilft si nihtes niht. seht, Artûs was wol erkant und ist ouch hiute genuoc genant; nû sage mir, waz hilft in daz? im tæte ein pâter noster baz. ob Artûs gots hulde haben sol, er enbirt unsers lobes wol; ist aver er in der helle grunde, unser lop mêrt sîne sunde, wan er uns materje gît grôzer lüge zaller zît. dar umbe sô wundert mich, wâ von kumt, daz sumelich gerent vaste in ir muot, daz man jehe si sîn guot und hövesch unde tugenthaft, et daz si werden namehaft. und er setzt diese polemik, sofern sie gegen das streben nach ruhm und die bedeutung des nachahmens sich wendet, noch an weiteren stellen fort: 3683. 3809. 4257. 4437.

Thomasin kannte auch noch andere deutsche dichtungen. Freidanks spruchpoesie war ihm geläufig, wie man aus Bezzenbergers anmerkungen zu seiner ausgabe lernt (vgl. auch W. Grimm, Kl. Schr. 4, 15, f. 106 f.). am besten sind jedesfalls seine äusserungen bekannt über die papstsprüche Walthers von der Vogelweide 11191—11250. sie sind einer näheren beachtung nicht unwert, zumal man sie immer nur wegen einiger sätze citiert, den zusammenhang jedoch unerwogen gelassen hat. vor allem muss bemerkt werden, dass diese eine stelle gegen Walther viel umfangreicher ist, als man gemeinhin annimmt, sie erstreckt sich von 11091 bis 11268. nachdem der dichter beispiele frevelhaften übermutes gegen gott

aufgezählt und auf die nachfolgende bestrafung hingewiesen hat, wendet er sich zu dem meister, den uns gott auf erden gesetzt hat, den papst, und wider dessen autorität wir uns verfehlen. diesen wolwollenden plural, bei dem der redner sich selbst einschliesst, hält Thomasin gegen Walther eine strecke lang fest: 11093. 11157 ff. 11167. 11181. der papst ist das haupt der christenheit nach gott, den wir jedoch aus hass oder missgunst zu schelten wagen. der aber schändet seinen christenglauben, der im übermute das haupt der christen nicht für einen frommen mann halten will 11100 (vgl. Walther ed. Lachmann 33, 32. 33, 11 ff.). eine so lange zunge (33, 25) sollte kürzen, wer sie hat. lieber spräche ich ohne zunge als so wider gott und ehre. der braucht seine zunge übel, der seinen schuldlosen geistlichen vater (33, 12) so misshandelt, der verliert dabei noch die huld gottes (ein lieblingswort Walthers 8, 16. 20, 25. 22, 25). wahrhaftig da lebt dieser (v. 11112 *ein man*) mann zehn jahre lang bei mir (doppelsinnig: zehnjährige bekanntschaft sichert noch kein urteil; Walther aber schilt den papst, ohne ihn einmal gesehen zu haben — andererseits persönliche spitze) — ich weiss nicht einmal, ob er gut oder bös ist — und dann (v. 11114 l. *sprichet*) sagt er aus übermut, der papst sei ein schlechter mensch (33, 2); da seht einmal, wie ich mich zu hüten weiss! (ich wage somit die vermutung, diese stelle bezeuge, dass vor $121\frac{5}{6}$ Walther und Thomasin zehn jahre hindurch im gemeinsamen dienste des patriarchen Wolfger von

Aquileja [1204—1218] verbracht haben; ein solches dienstverhältniss nimmt jetzt auch Burdach für Walther an A. D. B. 41, 54). der handelt übel, der so tut, das muss ich ihm nun offen sagen! einer, der den papst niemals gesehen hat, redet überall herum, dass er ihm missfalle (34, 25), und meint dadurch im ansehen zu steigen (35, 8); es wird aber erst seine torheit dadurch deutlich (11122, vgl. 11265). da sagt er vielleicht: »man hat mir erzählt, ist doch die sache wol bekannt« (wahrscheinlich darauf zu beziehen, dass Walther 34, 5 angebliche worte des papstes citiert, vgl. 9, 21), indess ist der wahrscheinlich nur ein lügner, der ihm ein solches mährlein angehängt hat. man soll aber nichts behaupten, was man nicht selbst durchweg erfahren hat. nun fügt er freilich vielleicht noch hinzu, »ich habe es ja gesehen« (den *stoc!*) und darauf antworte ich getrost, dass man gar vieles sieht, was man doch nicht recht zu beurteilen versteht. und darauf hin meint der mann, der papst handle schlecht; glaubt mir nur, wüsste er genauer zuzusehen, es käme ihm viel besser vor! ich für mein teil glaube, dass der papst ehrlich beabsichtigt, gut und richtig zu handeln. niemand darf denken, dass er mit überlegung zum teufel fahre (33, 2); denn seine recht und gut verstandene pflicht ist es, uns aus den klauen des teufels zu erretten. so klug ist auch der papst, dass er nicht mit absicht (33, 11 f.) sich um die ewige seligkeit bringt; das versteht er doch besser. — nun mag es ja sein, dass er bisweilen etwas tut, was er geschickter anfangen

könnte; da täuscht er sich wol selbst (33, 18), er ist eben kein gott, sondern ein mensch. ich mache euch da nichts vor: auch ihn kann ein irrtum betrügen! aber wisst nur, wenn er das ohne böse absicht tut so ist seine schuld um so geringer. wir aber (Walther wider eingeschlossen), wir wollen dem papst diese entschuldigung nicht gönnen, wir wollen, dass er allzeit, in welcher lage auch er handeln muss, mit bösem trug seines amtes walte. mag er immer seinem sinne nach recht handeln, wir geben ihm darauf böse nachrede. das geschieht also: der papst hatte seine prediger zu gunsten des heiligen landes ausgeschickt, wo Christus lebte und um unsertwillen litt und starb (15, 39. 21. 40); unsere weisheit redete uns ein, das habe er getan, um sich zu bereichern. weil der papst aus rücksicht auf die armen befohlen hatte, dass man in den kirchen einen opferstock aufstellen sollte, damit, wenn einer zu der kreuzfahrt etwas steuern wollte, er es darein legte (34, 20) — denn, wisst nur die wahrheit: es gibt mehr solche, die den zug unterstützen, als selbst ausziehen wollen — (das war also, wie ihr seht, eine sehr gute absicht), da fiel es unserer torheit ein zu glauben (34, 23), er hätte das des eigenen nutzens halber (34, 10. 15) unternommen. da kamen wir uns sehr pfiffig vor, dass uns das eingekommen war (34, 6); in wirklichkeit habe ich diese meinung für blödsinn gehalten, denn ich bin dabei gewesen, als man des papstes brief öffentlich vorlas, wornach sein wille war, dass man das geld (34, 10) so lange an dem orte, wo es

gesammelt war, aufbehalten sollte, bis man es zum dienste gottes (34, 20) brauchte. des papstes bote hat den brief vorgelesen (steckte in Walthers *sînen Walhen* 34, 5 eine besondere spitze?) und viele wackere männer waren dabei. — nun also, hat sich der *guote kneht* (Burdach A. D. B. 41, 39) nicht ganz gegen alles recht benommen, als er hochfahrend sprach [nicht: sang], der papst habe mit deutschem geld seinen welschen schrein füllen wollen (34, 11)? wenn er da noch mich zum berater gehabt hätte (vgl. 11111 ff.), er hätte diese worte unterlassen, durch die er viele seiner guten sprüche (*rede* wie 11241. 11252) um ihren wert gebracht hat, so dass man ihrer jetzt weniger achtet. — herren (von denen also Walther unterschieden wird), dichter und prediger dürfen nur vorsichtig sprechen. wenn ein herr redet oder handelt, so soll er sich nicht übereilen, bevor er nicht weiss, wie die sache aufgenommen wird. ein prediger muss klar und unzweideutig sprechen, damit man ihm seine rede nicht übel auslege (33, 19) — ein böser geist lehrt das gewöhnlich die leute (34, 24—26) — und ihn gut verstehe. zumal dem dichter ziemt es schlecht, als lügner aufzutreten, da doch sowol ihm als dem prediger die wahrheit (besonders die göttliche, schriftgemässe 21, 30) zu stützen obliegt. ein solcher mann vermag der christenheit mit einem worte mehr zu schaden (33, 24. 31), als er ihr in aller zukunft nützen kann. ich glaube, dass alle seine lieder, in kurzen oder langen tönen (18, 12 und Wilmanns' anm.), gott nicht so gut gefallen haben, wie

ihm das eine missfallen wird, denn damit hat er tausende von menschen so betäubt, dass sie gottes und des papstes gebot nicht vernahmen. zu uns menschen auf erden kommen boten und botschaften sowol vom himmel als aus der hölle. wohin an diesen orten wir uns begeben wollen (33, 35), da nimmt man uns gut auf, wie es sich gehört. nun sage mir einmal, mein lieber freund (Walther), glaubst du denn, dass all dein geld, das du während deines lebens erworben hast, so viel des almosens beträgt als das, um welches du jetzt binnen kurzer zeit die leute weit und breit in der welt gebracht hast (33, 12)? bist du so verständig, als ich von dir glaube, so musst du dich darüber sehr schämen. — wahrhaftig, er tut mir leid, denn er hat klugen sinn und feine sitte in vielen guten sprüchen dargetan. freilich, gerade desshalb steht seine sache noch schlechter: denn wenn ein alberner mensch ungeschickt redet, so achtet man wenig oder gar nicht darauf; anders widerfährt es dem weisen manne, denn man lauscht seinen worten. darum muss er sich aber auch mit seiner rede in acht nehmen, damit es nicht heisse, er sei jetzt verrückt geworden. — nun will ich ja zugeben, dass man in wirklichkeit nicht so über ihn (Walther) redet und dass seine sprüche besser gefallen, als ich hier gesagt habe; aber er muss doch fürchten, dass er ein böses beispiel gibt (34, 31). denn immer glaubt man das schlimme leichter als das gute; wer es aber ausgestreut hat, der muss mit seinem seelenheile dafür büssen. das gute (der *stoc*) lässt sich allemale

leicht mit geringem witz zum schlimmen verkehren; das üble kann man nicht so rasch umdrehen, weil man es selbst ungern aufgibt, denn nur was uns allzeit widerstrebt, das schafft man uns bald aus dem sinn. ihr wisst ja, ein törichter mann, der keinen guten rat weiss, gibt er einen bösen, so finden sich schnell gar viele, die ihm nachfolgen. —

Habe ich diese lange stelle richtig aufgefasst und übersetzt, so waren die beziehungen zwischen Walther und Thomasin doch viel enger, als man meines wissens bisher angenommen hat. es muss zeitweilig beide männer eine wirkliche freundschaft verbunden haben, Thomasins ausdrücke sind sehr bestimmt und farbig, und ein längerer aufenthalt Walthers im süden, in Aquileja selbst, und in Friaul, ist nun mit grosser wahrscheinlichkeit zu vermuten. in wie weit dadurch einzelnheiten in Walthers leben und schaffen sich anders stellen, soll hier nicht erörtert werden. dagegen will ich noch einige sätze des Welschen gastes erwähnen, die sich vielleicht auf Walthers gedichte beziehen, vielleicht nur auf gemeinsame anschauungen zurückführen lassen. die verse 1855 ff.: *unstætekeit verkêret snelle daz vierecke an daz sinewelle; daz sinewelle si niht verlât, wan ez baz an vier ecken stât* spielen entweder auf Walther 79, 33 ff. an, oder sind gleichfalls an Horaz gelehnt, vgl. Zs. f. d. a. 39, 353. v. 7769 *gedenket, rîter, an iuwern orden*, erinnert stark an Walther 125, 1. sehr seltsam nimmt sich die stelle 8438—8449 aus. sie erinnert so lebhaft an einige von Walthers sprüchen,

auch gerade an solche, die Thomasin befehdet, dass man den eindruck gewinnt: der Welsche gast und Walther müssen doch sehr weit in ihrer auffassung des lebens übereingestimmt haben, und vielleicht nur in bezug auf das praktische verhalten gegenüber papst und hierarchie von einander abgewichen sein. man lese: *wie sule wir alsô genesen od wie solz stên umb unser leben, wan die uns solden geben erzenî, die sint ersieht* (Walther 6, 31)? *die uns solden tragen daz lieht vor, die gênt gerne bî der vinster* (7, 11). *diu zeswe hant ist worden winster* (vgl. mein buch Über Hartmann v. Aue s. 335 f.). *diu lember sint ze wolven worden* (33, 30). *unser deheinr behalt sînn orden* (9, 9): *der phaffe bewîst niht als er sol, der leie volget niht ze wol. einr ist unwîse, der ander tôr; einer vellet hindn, der ander vor. nieman ir deheinen hebet, ein ieglîcher ze valle strebet. die phaffen îlent hin zer helle* (33, 35); *die leien die sint alsô snelle unde wellent dringen vür, ez ist grôz gedranc zer tür.* ferner 8655 ff.: *die phaffen und die leien sint aller meist nu worden blint, nâch dem guot, wan girescheit hât der bescheidenheit ougen niht* (31, 15 ff.). *bî unsern zîten ir unêre ist gebreitet wîten* (10, 25 ff. 22. 11, 16). *der phaffe solt guot bilde geben* (34, 27. 31), *sô solt der leie nâch im leben. sus gât der phaffe am unreht vor, der leie blîbt niht vorme tor* (vgl. v. 8443 ff.). *der phaffe solt an guotem bild tragen vor den êrsten schilt: daz solt sîn sîn guotiu lêre* (11, 32), *dâ mit er tegelîch bekêre die übelen: mit dem schilde sol er*

vor dem vînt uns schermen wol. sô sol dar nâch der rîter wert an guoten dingen sîn swert gebiderben unde amme rehte: er solde durch arme knehte, durch weisen und durch armiu wîp wâgen sîn guot und sînen lîp. daz ist allez nu verkêrt: der phaffe wil des rîters swert (9, 24. 30. 80, 21 und Wilmanns' anm.) *nuo haben ze sînem sinne, daz er sî sterker an gewinne. sîn sin des genuogt im niht, dâ mite er abe den liuten bricht; er wil dar zuo haben gewalt, daz er alsô mit manicvalt kerge und sterk kom hin zem guot, volgende sînem gireschen muot. der leie dunkt sich ouch niht wert usw.* ich bemerke, dass mich weder die verwandtschaft dieser stellen mit solchen, an denen Walthers *klôsenære* auftritt (9, 37. 10, 33. 34, 33), noch wie Thomasin sich von seiner feder einen *klôsenære* nennen lässt 12255. 8. 12313 (vgl. Walther 62, 5. 10), und auch nicht die *chiusa* des Fellacanales, welche die alte eisenstrasse nach Friaul absperrt, verleiten können Thomasin für diesen vielgesuchten *klôsenære* zu halten; doch müsste ich zugeben, wofern jemand das glaubte, dass seine meinung besser begründet wäre als sämmtliche bisher aufgestellten ansichten mit einander. — v. 10391 ff. tadelt Thomasin die leute, welche berufsmässig spass machen, wol auch *joculatores*, und sagt von ihnen: *sumelîche hânt einen site und wœnent sîn volkomen dâ mite, daz si sich vlîzent wie si machen die liute zannen unde lachen: zallen zîten si sint gar in und uns unnütz vür wâr. swenn man wol gelachet hât, ist dâ ieman der sich verstât, der*

hât in doch vür einen tôren. ir sult wizzen daz mîn ôren wendent dicke den aneganc (so schlage ich vor) *von sô getânem vrosche sanc.* Rückert fasst (s. 588) diesen froschgesang als »tropus für im inhalt und form nichtsnutzige poesie«. das mag sein (vgl. auch die nachweise im D. W. B. 4, 1, 250 ff.), hier aber kommt hinzu, dass der lärm von lustigmachern ausgeht, die ihr publikum erheitern wollen. und das legt die vermutung nahe, dass auch Walthers bekannte *frösche in eime sê* (65, 21) auf die komischen wirkungen der poesie Neidharts abzielten. — Thomasins mahnrede an die deutsche ritterschaft 11347 ff. klingt in ihrem beginne an Walthers preislied an, später an dessen kreuzlieder (77, 23. 78, 16. 14, 38 ff.), so auch 11763 ff. — v. 12291 ff.: *dâ von hân ich ze rucke gelân, swaz ich solt anders hân getân, wan ich ez schiere sprechen wil, daz mich verswîgen müejet vil* darf ich vielleicht so verstehen, dass meine erklärung von Walther 32, 12 (in meinem Waltherbuch, 2. aufl. s. 146) dadurch bestätigt wird.

Ob andere stellen im Welschen gast mit deutschen überlieferungen in bezug gesetzt werden dürfen, ist unsicher. die löwenfabeln (10905. 12385. 12955. 13009. 13261, vgl. auch 14712 usw.) weisen eher auf lateinischen ursprung. die priamelartigen bildungen (z. b. 14612) könnten auf deutsche volkstümliche sprüche zurückgehen. wenn 12711 Thomasin ein gedicht über die vorzüge von *miles* oder *clericus* vorschwebte, so wird es wol ein lateinisches gewesen sein. die predigtmässige anlage der darstellung von

11849 ab wird keine bestimmte vorlage nachahmen.

Jedesfalls hat Thomasin sein werk nur deutschen lesern zugedacht. er spricht v. 87 ff. das deutsche land als eine hausherrin an, der er sich als einen Welschen gast empfiehlt, der Deutschlands ehre hochschätzt (aber auch die untreue der Deutschen kennt er v. 2491 f.). sie möge nun anhören, was dieser welsche mann ihr mit allem fleiss deutsch zu sagen wisse. er habe das nicht aus welschen büchern geschöpft, obzwar er nicht leugne, dass er fremde werkstücke verwendet habe. nur guten menschen möge sie das buch vorweisen. darunter begreift Thomasin, wie wir bereits wissen, deutsche adelige. 11347 redet er die deutsche ritterschaft ausdrücklich an, 11731 die deutschen fürsten, endlich in bewusster steigerung 11787 könig Friedrich, nachmals kaiser Friedrich II., dem er durch das lob des grossvaters und oheims höflich entgegenkommt 11797. das gespräch des dichters mit seiner feder (wie sehr dem autor das schreibwesen geläufig war, zeigt der ausführliche vergleich 14013) stellt es gleichfalls als eine sittliche pflicht dar, diese tugendlehre zu verfassen. endlich erörtert Thomasin 14627, wie die leser beschaffen sein sollen, die er sich wünscht: wackere ritter, treffliche damen, gelehrte geistliche (14695) stellt er sich unter ihnen am liebsten vor. schlechte leute würden das buch wol in den kasten werfen (vgl. Ulrich von Liechtenstein ed. Lachm. 48, 24—49, 6), gute jedoch es wol behandeln, darum solle der

Welsche gast sich an einem edlen aste festhalten 14709. die besten menschen wären auch des buches beste leser.

Jedesfalls hat Thomasins werk ein sehr zahlreiches, in den folgenden jahrhunderten noch zunehmendes publikum in Deutschland gefunden (vgl. Burdach, Vom Mittelalter zur Reform. s. 11 ff.), aber auch seine engeren Friauler landsleute haben es gelesen: im jahre 1250 bewahrt der nachlass des abtes Jakob von Moggio (Mosach) einen *liber teutonicus dictus Waliser gast* (v. Zahn, Friaul. stud. s. 348. Zs. f. d. altert. 20, 135 f.). gewiss aber ist, dass Thomasin trotz aller freundschaft für die Deutschen (dass er selbst deutscher abstammung gewesen sei, kann nicht mit v. Zahn a. a. o. aus dem taufnamen *Bernhard* seines vaters erschlossen werden) sich durchaus als Italiener empfindet. er sagt es mit voller deutlichkeit v. 69 f.: *wan ich vil gar ein walich bin, man wirt es an mîner tiusche in. — und lâze gar âne zorn, swer âne spot mîn getiht und mîne tiusche bezzert iht.* und es geht auch aus den stellen seiner einleitung hervor, an denen er darlegt, weshalb er sein deutsch nicht mit welsch mische (er versteht darunter, vgl. oben s. 62, fast immer »italienisch«, sein weitläuftiges werk enthält wenig französische worte) und sich wegen des mängel seines deutsch entschuldigt: *swie wol ich welhische kan,* sagt er v. 34. einem deutschen werke (dabei denkt er wol an die höfischen epen) schadet es nicht, wenn darin welsche (diesmal somit »französische«) worte vorkommen, daraus können deutsche

leser die französischen kunstausdrücke (45) sich aneignen. aber er hielte seine mühe für verloren, wenn er die Deutschen welsch (= italienisch) lehren wollte (47). in dieser haltung verharrt das ganze werk. v. 1684 ff. lauten: *daz seit ich in welhischer zunge, und solt ichz entiusche gerechen, ich enmöhtez niht gâhs gesprechen.* v. 2258 citiert ein sprichwort mit *dâ von der tiusche man giht.* 14087 heisst es vom oleander: *ez ist ein krût, des enkan ich nicht genennen tiusche.* und noch am schlusse wird mit bestimmtheit ausgesprochen: *mîn buoch heizt der welhisch gast, wan ich bin an der tiusche gast.* in den mängeln der sprache, des versbaues und reimgebrauches prägt es sich deutlich aus, dass der verfasser das deutsche als fremder handhabte. es zeugt dafür, dass der Welsche gast von der litterarhistorie ganz bei seite geschoben wurde, wenn es bis heute (ausser den verstreuten und ungenügenden angaben von Rückert) noch keine zusammenstellung und untersuchung darüber gibt (aus Thomasins gewöhnung an die italienischen reime auf flexionen und bildungssilben wird sich auch seine gleichgiltigkeit gegen den rührenden reim im W. g. erklären, die W. Grimm nachgewiesen hat Kl. Schr. 4, 326). auf einen punkt wenigstens will ich aufmerksam machen: Thomasin überträgt bisweilen italienische phrasen ins deutsche, wo sie nicht passen (z. b. *far un piede* 12316. 13383). ferner bemerkt man sehr oft, dass er bei der übertragung lateinischer worte ins deutsche den begriff mit einspielen lässt, den der ausdruck im italienischen hatte: gibt er z. b.

lat. *stultitia* (statt mit *tôrheit, tumpheit* oder sonst wie) durch *nerrischeit* wider, so hat ihn dazu das italienische bewogen (vgl. noch W. Grimm, Kl. Schr. 2, 457.)

Das ist ja alles gar nicht zu verwundern, hat doch Thomasin, bevor er sein hauptwerk verfasste, eine »hofzucht« in italienischer sprache gedichtet (vielleicht war sie *della cortesia* benannt). jedesfalls war es ein irrtum, aus v. 1552 ff. zu schliessen, er habe noch ein welsches buch *wider die valscheit* geschrieben. davon ist uns nichts übrig geblieben, denn auch Grions zweite vermutung (Zs. f. d. phil. 2, 432) erwahrt sich nicht, sobald man die von ihm citierte stelle (Jahrbuch für roman. u. engl. litt. 8, 211) nachschlägt. wol aber bietet Thomasins erstes buch von v. 1163—1704 einen fortlaufenden auszug jenes gedichtes dar, das höchst bezeichnender weise einer dame gewidmet war (1551 ff.: *swer sîn wil vernemen mère, er maç hœren manic lêre, die ich wider die valscheit in welscher zungen hân geseit. ich tet ez einer vrowen ze êre, diu bat mich der selben lêre.*) der autor übersetzt dabei offenbar absatzweise aus einem italienischen manuscripte und leitet die abschnitte regelmässig durch *ich lêrte* ein: 1201. 1221. 1330. 1338. 1392. 1535. 1561. 1657. 1677. 1699. prüft man den inhalt dieser partie genauer, so zeigt sich eine sehr weit gehende vertrautheit mit dem poetischen liebesleben der minnepoesie (z. b. 1434. 1657. 1677 und später noch 8021). diese kann doch nur zum geringsten teile aus der höfischen conversation, sie muss aus der bekanntschaft

mit der minnedichtung selbst geschöpft sein. und da gestehe ich, dass ich eine deutsche höfische lyrik, die um 1200 soweit nach Friaul vorgedrungen und dort bei der ritterlichen gesellschaft und am patriarchenhofe so mächtig gewesen wäre, mir nicht vorstellen und aus der überlieferung deutscher minnesänger nicht belegen kann. wenn ich mich dagegen des oben erwähnten verkehres der Lombarden mit den Provenzalen, sowie des einflusses der provenzalischen jongleurs auf Norditalien entsinne, dann scheint mir der sachverhalt ohne schwierigkeit erklärbar: aus der lyrik der Provenzalen und ihrer lombardischen genossen hat Thomasin von Zirclaria seine kenntniss des minnewesens und die minneterminologie bis in ihre feinsten abstufungen gelernt. es wäre nun sehr lockend, zu versuchen, ob und wie seine anschauungen über minne sich von den im deutschen voraufliegenden minnesange kundgegebenen unterscheiden; darauf kann ich hier jedoch nicht eingehen. nur das eine sei noch erwähnt, dass auch Thomasins »hofzucht« in der deutschen dichtung seines zeitraumes keine verwandten · besitzt (den Winsbeken wird man nicht anführen dürfen), dagegen an die provenzalische und norditalienische didaktik (Stimming a. a. o. s. 48, Casini s. 11 ff.) sich vortrefflich anschliesst.

Nach alledem wage ich meiner ansicht gemäss nichts mehr, wenn ich behaupte, der »Welsche gast« sei als ein litterarhistorisch ungemein wichtiges denkmal aufzufassen, das sowol Friaul als gaststätte

deutscher hofpoesie erweise (auch Walther und Neidhart waren bis an den Po gekommen), als auch in sich selbst die rechte verkörperung eines zusammenhanges darstelle, der über die Lombardei und Venezien her der provenzalischen lyrik den eingang in die deutschen Alpenländer erschlossen habe.

6.

Soll eine neue vermutung irgend beachtenswert erscheinen, so müssen alte tatsachen durch sie besser verständlich werden. so wird denn auch die annahme, ausser dem bekannten wege, den der einfluss der romanischen lyrik von Nordfrankreich über Flandern und die Rheinlande gezogen sei, habe es noch einen südlichen zugang durch Friaul und das Alpengebiet nach Österreich gegeben, mit der historischen und litterarhistorischen sachlage verglichen werden müssen.

Da ist vor allem ein sehr beachtenswerter umstand, der nach der bisherigen auffassung des ganges, den die romanischen kultureinwirkungen hauptsächlich während der ausbildung des rittertums nahmen, fast unerklärlich scheint, wenn man jedoch den verkehr mit Italien gebührend zu rate zieht, ohne sonderliche schwierigkeiten begriffen werden kann. das ist die ungemein vorgeschrittene stellung, welche die inner-

österreichischen länder, vornehmlich Steiermark, in bezug auf die neuerungen der »chevalerie« einnehmen. es sei mir gestattet, hier eine frühere abhandlung von mir auszuschreiben, die wegen des ortes, wo sie erschien (Bettelheims Biographische Blätter 1896, 2. Band: Über den steirischen minnesänger Ulrich von Liechtenstein), sich der kenntniss der fachgenossen entzogen hat. dort schrieb ich im eingange über die zustände der Steiermark im 12. und 13. jh. folgendes: »ein goldenes blatt im leben der deutschen Steiermark war, so weit wir es wissen, die zeit, welche ungefähr durch die jahre 1150 bis 1250 begrenzt wird. freilich vom volke in dem umfassenden sinne unseres heutigen sprachgebrauches haben wir im ganzen nur geringe kenntniss: wir wissen, wie das fast überall anderwärts auch der fall ist, genauer nur um fürsten, adel und klerus, von denen die urkunden herrühren, aus welchen allein wir schöpfen; die breiten scharen der hörigen und knechte fliessen für uns in eine stumme masse zusammen, innerhalb deren die wirtschaftsgeschichte mühsam gruppen unterscheidet, die nach gewissen eigentümlichkeiten ihres verhältnisses zum boden und seinen besitzern sich sondern. die herrschenden sind die Deutschen, vorwiegend Bayern, wenige Franken und Sachsen, wol auch etliche vornehme slavische familien, welche sich durch die vom 9. jh. ab angenommenen deutschen namen der bestimmung entziehen; die beherrschten sind zum grösseren teile Slaven, zum kleineren eingewanderte Deutsche in verschiedenen stufen von pacht und abhängigkeit.

mehrere grosse und reich ausgestattete klosterstiftungen gewähren mittelpunkte gelehrter tätigkeit und bildung, noch mehr aber einer wolgeordneten und zeitweise sogar mustergiltigen gutsverwaltung, die so lange bleibt, als der notwendige übergang von der natural- zur geldwirtschaft nicht ihre kraft unterbindet und sie in andere bahnen zwingt. dieses herrenvolk der Deutschen in Steiermark hat aus seinen heimatgauen eine fülle volkstümlicher überlieferungen mitgebracht, die hier neue wurzel geschlagen haben: den anteil der Steirer an den dichtwerken aus der heldensage schlage ich bei weitem höher an, als es gemeinhin geschieht. im 12. jh. blüht geistliche poesie, von Franken her angeregt. aber den glanz altdeutscher litteratur in Steiermark begreift die höfische dichtung in sich, lied und erzählung des rittertumes, in denen sich das ideal des adels verkörpert, standespoesie.

Als die »chevalerie«, dem süden Frankreichs entsprungen, ihren siegeszug durch die germanischen und romanischen kulturvölker des mittelalters antrat, konnte sie kaum irgendwo günstigere vorbedingungen antreffen als auf steirischem boden. denn hier hatten sich die dienstmannen des landesfürsten, denen von ihrem herzoge, dem ein grosser teil der Steiermark gehörte, grundbesitz gegen festgesetzte leistungen übertragen worden war, eine stellung besonderer art errungen. ihre anfangs vollständige abhängigkeit muss bald einer gewissen freiheit gewichen sein: der berühmte Georgenberger vertrag von 1186, durch den der letzte Traungauer, der dem gewissen tode ent-

gegen siechende Ottokar IV., seine Steiermark dem Babenberger, herzog Leopold V. von Österreich übergab, zeigt uns, auch ohne die späteren zusätze und die erweiternde bestätigung durch kaiser Friedrich II., dass alle erheblicheren veränderungen in den zuständen des landes, soweit sie vom herzog abhiengen, der zustimmung seiner dienstmannen bedurften, denen offenbar ein klarer kreis von rechten durch die überlieferung bereits gezogen war. unter den mannigfachen gründen, die wir für diese eigenartig vorteilhafte lage der steirischen dienstmannen verantwortlich machen dürfen, werden vielleicht die schwäche des landesfürstentumes, die weite entfernung von der centralgewalt des deutschen reiches, die aufgaben der grenzmark wider die nachbarn im osten, die besondere art der ältesten besiedelung namhaft zu machen sein. immerhin, wie sich das auch verhalten haben mag, gewiss ist, dass die gesellschaftliche organisation des rittertumes hier schon einen halbwegs geschlossenen stand von besitzenden vorfand, die sich ungemein leicht und rasch damit befreundeten und das ideal dieses lebens nach romanischem und deutschem muster mit eigenem anteil für sich ausbildeten. den dichterischen ausdruck dieses ideales gab zunächst der minnesang —.«

Seit diese zeilen geschrieben waren, hat 1897 v. Krones seine umfassende geschichte der verfassung und verwaltung der mark und des herzogtums Steier veröffentlicht, die in ihren beiden ersten hauptabschnitten (— s. 234) die entwickelung der verhältnisse

des steirischen grossgrundbesitzes und der landesministerialen auf das eingehendste dargelegt (der Georgenberger vertrag s. 54—69); die aus dem reichsten materiale geschöpften schilderungen führen durchaus zu den ergebnissen der betrachtung, welche hier vorgelegt wurden. ich darf hiezu noch die lichtvollen auseinandersetzungen anführen, die v. Luschin in seiner »Österreichischen Reichsgeschichte« s. 162 ff. über die anfänge der landstände und über die landesherren in Steiermark vorträgt.

Zu diesen unmittelbaren historischen zeugnissen für den bestand einer ausgebildeten ritterlichen gesellschaft in Steiermark während sehr früher zeit, treten noch mittelbare. ich berufe mich dabei wider zuvörderst auf meine oben citierte darstellung, wo es heisst: »ganz unverhältnissmässig rasch, wie das ritterliche wesen an sich in seinen neuen formen nach diesen entlegenen ländern des südostens vorgedrungen ist, so hat auch die höfische poesie, der litterarische ausdruck der ganzen sozialen erscheinung, sehr schnell und tief auf die aristokratische gesellschaft der Steiermark gewirkt. gerade weil die adeligen grundbesitzer und die ritterlichen dienstmannen hier so zu sagen unter sich waren, niemandes rechte herrschergewalt über sich, als herren einer breiten dienenden masse, waren sie so gefügig für die eindrücke einer auf sie berechneten standesordnung und eines ideales der lebensführung, das sich in der höfischen dichtung, in lyrik und epos verkörperte. wo sonst erlebt man es als in der Steiermark, dass

z. b. einer der vornehmsten edelleute des landes, als er nach Palästina fährt, um es nach damaligen begriffen pseudonym (vgl. oben s. 59 f. Thomasin) zu tun, sein wappen in ganz derselben weise abändert, wie das in dem soeben erschienenen Parzival Wolframs von Eschenbach durch Gahmuret, den vater des helden, bei ähnlichem anlass geschieht? (das wappen der Stubenberge war der wolf, wie das siegel vom 30. juli 1210 in v. Siegenfelds »Steirischem uradel«, 1893, tafel 2 oben ihn aufweist. die änderung vollzog Wülfing (I.) von Stubenberg in dem siegel vom 25. juni 1216 — ebendort unten — durchaus gemäss der angabe bei Wolfram in Parzival 14, 12 ff. und es wurde nun wie dort 14, 27: *hermîn anker drûf genæt, guldîniu seil dran gedræt.* vgl. 18, 5 ff. der nachweis stammt von herrn v. Siegenfeld.) so stark greift hier die poesie in die wirklichkeit über. mag sein, dass Wolframs persönliche beziehungen zu Steiermark den einfluss seines werkes unterstützt haben, die tatsache bleibt für sich höchst merkwürdig. wie ein jahrhundert vorher die namen aus den dichtungen der deutschen heldensage von dem adel der Steiermark angenommen wurden (vgl. Zs. f. d. a. 20, 192), so dringen jetzt die namen der Artusepen in Innerösterreich vor, und es gehört bald zum guten ton, die söhne Parzival und Feirefiz, Iwein und Wigalois, die töchter Sigune oder Laudine zu nennen. hinwiderum geht das leben in die dichtung über, wenn ein innerösterreichischer epiker (Heinrich von dem Türlin in der »Krone«) den helden seines Artus-

romanes wappen verleiht, die seine guten freunde auf den benachbarten burgen wirklich führen. es darf darnach nicht wunder nehmen, dass uns verschiedene tatsachen sogar eine wirklich einflussreiche stellung Steiermarks in bezug auf ritterliche kultur verbürgen: es war im 13. jh. eine art vorland höfischer bildung für die angrenzenden gebiete, die Steiermark wirkte bis auf das deutsche reich selbst zurück. so ist uns jüngst dargelegt worden (v. Siegenfeld, Inneröster-reichische rosensiegel, sonderabdruck aus der Zs. der k. k. heraldischen gesellschaft »Adler« in Wien 1895), dass ein eigentümlicher brauch, die wappen zu schmücken, indem man ihnen die form von rosen gab, in deren rahmen man die heraldischen bilder einfügte, oder indem man rosen zwischen diese bilder streute, mond und sterne als zierden verwendete (vgl. Thomasin v. 10425 ff.), dass diese mode im anschluss an den zuerst in Südfrankreich vornehmlich gepflegten kultus Marias in der Steiermark sich festgesetzt, hier entwickelt und von da aus den weiteren weg in verschiedene deutsche länder angetreten hat.«

Und nun frage man sich, ob sich diese verhältnisse und tatsachen bei der bisher giltigen ansicht, dass die romanische chevalerie und ihre dichtung nur vom nordwesten her in Deutschland und Österreich eingezogen seien, hinlänglich erklären lassen? müsste da nicht der deutsche südosten das land sein, in welchem die fremden einflüsse und anregungen am allerspätesten gewirkt hätten? müssten sie da nicht erst zu der zeit sichtbar werden, wo sie Norddeutsch-

land durchwandert, in Pommern, auf Rügen, in Dänemark sich geltend gemacht haben? das ist aber, wie man sieht, nicht der fall: ich denke, das weist alles von selbst auf den weg, den ich anzunehmen vorschlage.

Dazu stimmt es sehr wol, wenn die grössten höfischen dichter Deutschlands es auf der höhe ihres wirkens für sich gewinnreich gefunden haben, in der Steiermark zu verweilen. dass Wolfram von Eschenbach die Steiermark persönlich kannte, ist aus seinen angaben über steirische örtlichkeiten unschwer zu erschliessen: *Gandîne* (Zs. f. d. a. 11, 46 ff. 28, 136 ff.), *Zilje*, *Rôhaz* zeugen dafür, am meisten aber die *Grejana, Grajena,* ein winziges bächlein, das in die Drau fällt (Parzival 498, 30 f.) und das, wie mir herr v. Siegenfeld sagt und die generalstabskarte bestätigt, niemand nennen würde, der nicht die gegend sehr genau kennt; deutsche Steiermärker wissen heute nichts von diesem wässerchen. die anderen wichtigeren urkundlichen zeugnisse über Wolframs beziehungen zum steirischen adel wird herr v. Siegenfeld veröffentlichen. dass Walther an die Mur gekommen war, sagt er uns selbst (Lachm. 31, 13) und es wäre aus dem oben (s. 63 ff.) angegebenen zu folgern. auch Neidhart von Reuental spricht über seine fahrten nach Steiermark (besonders 102, 32 ff. ed. Haupt; vgl. meinen Walther von der Vogelweide, 2. aufl. s. 133) und schimpft über das land: wesshalb, wissen wir nicht recht.

Die eifrige pflege des minnesanges in der Steiermark und in Kärnten während der ersten dezennien

des 13. jhs. ist somit bewiesen. einen *Heinrich joculator* finden wir allerdings schon in einer urkunde als letzten zeugen, durch welche markgraf Ottokar V. von Steiermark am 22. februar 1147 zu Graz dem kloster Sct. Lambrecht eine kirche überträgt (v. Zahn, Steir. Urkundenb. 1, 266; v. Krones hätte Verf. u. verw. s. 87 diesen mann nicht zum »hofnarren« machen sollen); andere *cantores* der steirischen urkunden hat v. Zahn mit recht für klösterliche würdenträger erklärt 2, 295 f. 398. 391. 415), vielleicht wäre nur einer noch (1, 450 vom jahre 1164) *Leo cantor* als weltlicher sänger zuzulassen. die späten, »kleinen innerösterreichischen minnesinger«, deren lieder Kummer herausgegeben hat (Wien 1880), sind hier gar nicht mehr zu erwähnen. dagegen trifft bekanntermassen Ulrich von Liechtenstein auf seiner Venusfahrt am 3. mai 1227 herrn Zachäus von Himmelberg, einen Kärntner (Zs. f. d. phil. 28, 213), der ihm feind ist, den er aber trotzdem rühmt als *von sîm gesange wît erkant* (ed. Lachm. 199, 12). und noch ein anderer wird hierher gehören, Otacker von Wolkenstein, der am 13. mai 1224 beim turnier zu Friesach tjostierte, von ihm sagt Ulrich (92, 16): *sîn munt ie wol von vrowen sprach* (Zs. f. d. phil. 28, 206). der dritte einheimische minnesänger, den Ulrich nennt, der von Totzenbach, stammt aus Niederösterreich (Zs. f. d. phil. 28, 205). diese männer, die durch die pflege des minnesanges in Innerösterreich während der zwanzigerjahre des 13. jhs. bekannt waren, müssen doch ziemlich frühzeitig ihre kunst erlernt haben. das

wird nicht immer am hofe der Babenberger geschehen sein.

Bei dem wichtigsten der steirischen dichter der zeit, bei Ulrich von Liechtenstein, ist das gewiss nicht der fall. wie wir von ihm erfahren (ed. Lachmann 8, 15 ff.), hat er die höfische ausbildung bei dem markgrafen Heinrich von Istrien genossen, während der jahre 1215—1219. die schwierigkeiten, welche noch v. Karajan (a. a. o. s. 665) wegen der persönlichkeit dieses fürsten erwog, sind jetzt nicht mehr vorhanden, seitdem wir wissen (vgl. oben s. 60), dass das ächtungsdekret, sowie die schenkung seiner länder an den patriarchen von Aquileja nicht wirklich vollzogen worden sind. an diesem, doch gutenteils italienischen hofe, hat Ulrich gelernt (9, 17); *an prieven tihten süeziu wort* und zierliche conversation (*er lêrt mich sprechen wider diu wîp* 9, 15; dagegen wird mit den versen 9, 19 f.: *ez tiuret junges mannes lîp, der suoze sprichet wider diu wîp* wol die höfische kunst gemeint sein. man konnte also in Istrien zwischen 1210—20 deutschen minnesang erlernen und der hof des markgrafen muss wol dafür bekannt gewesen sein. dass der Liechtensteiner späterhin mit dem italienischen wol vertraut war, ist aus verschiedenen seiner angaben bestimmt zu erschliessen. als er zu Bozen (1225) an dem zerstossenen finger krank liegt, sendet ihm eine dame vier büchlein mit der bemerkung: *ez sî guot ritters site, die gerne hœren bî ir tagen singen lesen unde sagen waz hie vor die biderben man durch werde vrowen habent getân* (112, 8). dass diese büch-

lein deutsch waren, wird man, da es anders nicht gesagt wird, ohneweiters annehmen dürfen. der inhalt bleibt unbestimmt, er kann nach der angabe episch gewesen sein (*büechelîn* als abteilungen der hs. eines romanes?), aber auch lyrisch. der bote kommt am nächsten tage noch einmal und berichtet (112, 31): *iu hât mîn vrowe her gesant bî mir ein wîs diu unbekant ist in tiutschen landen gar* (*daz sült gelouben ir für wâr), dâ sult ir ir tiutsch singen in: des bitet si der bot ich bin.* Ulrich erzählt darauf: *die wîse ich lernte an der stat und sanc drin reht als si mich bat —. nu hœret: diu liet sprechent sô,* und das nun folgende gedicht nennt er *ein sincwîse.* dann heisst es 114, 17: *der bot niht langer dâ beleip. zehant dô man diu liet geschreip, do beleip er niht langer dâ, er fuort si sîner vrouwen sâ. dô sis gelas, diu wol gemuot, si sprach alsô: »diu liet sint guot —«.* es ist wol nicht zu bezweifeln, dass die dame nur die aufzeichnung einer (italienischen) melodie an Ulrich geschickt hat und dass hier nicht an die übersetzung eines italienischen liedes ins deutsche, sondern bloss an die abfassung eines deutschen textes zu der melodie gedacht werden kann. Burdach meint, Reinmar und Walther s. 176, Ulrich habe sich die weise vorsingen lassen und so auswendig gelernt. das steht nicht da und es wäre nicht unmöglich, dass Ulrich die notenschrift kannte: die kunst, welche er beim markgrafen von Istrien gelernt hatte (9, 17: *an prieven tihten süeziu wort*), könnte darin bestanden haben, zumal doch die bedeutung des aus-

druckes *an prieven* nicht völlig sicher gestellt ist (Burdach übersetzt a. a. o. s. 163 die zeile: »liebesgedichte verfassen, die schriftlich aufgezeichnet werden können). jedesfalls bietet die stelle ein unverwerfliches zeugniss dafür, dass die melodien den vorrang vor den texten besassen, für sich wandern und benutzt werden konnten: das wird bestätigt durch Ulrichs urteil über sein meisterlied (97, 9. 98, 24): *diu wîse ist niuwe und hôchgemuot, diu wort sint süeze und dar zuo wâr;* 321, 13 sendet er der herrin *liet*, und lässt ihr sagen: *ir sult si lesen, si sint guot*, worauf sie den *brief* in die hand nimmt (der also auch die aufzeichnung der melodie enthielt!) und liest: *mit guoter schrift wîs unde wort* — sie muss also wie jene dame in Bozen sich gleichfalls auf die notenschrift verstanden haben.

Können wir somit aus dieser stelle nicht auf Ulrich von Liechtensteins kenntniss der italienischen sprache schliessen, so doch wol aus anderen: wenn er als junger mann in Istrien reiste und in Triest beim grafen von Görz an einem turniere teilnahm, so wird er wahrscheinlich italienisch gekonnt haben. die wirkliche fahrt nach Rom 129, 29, der aufenthalt von zwei monaten 1226 dort 130, 15, ebenso die angebliche 157, 8. 160, 15 setzen das voraus. noch mehr natürlich die zurüstungen der Venusfahrt, die alle 1227 in Venedig getroffen werden 160, 17. für einen mann, dessen gemahlin aus einem vornehmen geschlechte Friauls stammte, war Venedig natürlich die nächste grosse kaufstadt, zumal der ausgang der

Venusfahrt von lombardischem boden es auch am bequemsten erscheinen liess, die ausstattung in Venedig zu besorgen. dieser sonst rätselhafte beginn der fahrt zu Mestre, so dass also die lombardischen und friulaner ritter zunächst daran kommen, ist durch den fund herrn von Siegenfelds vollkommen aufgeklärt (vgl. meinen aufsatz Biog. Blätter 2. Band), wornach Ulrich mit Perchta von Weissenstein vermählt war (1226? vgl. Zs. f. d. phil. 28, 210), die mütterlicherseits von den Ragognas abstammte (über diese grosse familie vgl. v. Zahn, Friaul. stud. s. 313). dadurch wird Ulrichs kenntniss des italienischen noch wahrscheinlicher, ebenso durch die verhandlungen mit dem podestà von Treviso (167, 2 ff.), obgleich die namen der italienischen ritter nicht genannt werden (Zs. f. d. phil. 28, 212), welche mit den deutschen speere verstechen. Ulrich von Liechtensteins politische stellung und ausgedehntes wirken (vgl. Biogr. Blätter 2. Band) lassen gleichfalls vertrautheit mit der italienischen sprache als wahrscheinlich annehmen (der verkehr von Innerösterreich nach Görz und Istrien vollzog sich über die fahrbare strasse von Aquileja nach Laibach, vgl. den aufsatz »die Alpenstrasse im altertum«, Beil. d. Allg. Ztg. 1898 n. 123). er ist somit, alles in allem genommen, durchaus eine persönlichkeit, deren poesie und lebensgang den engen verkehr zwischen Oberitalien, Friaul, dem Küstenlande und Innerösterreich schlagend bezeugt.

Und noch ein weiteres: die österreichischen lyriker, die poeten des Donautales, sind die ältesten unter

allen deutschen minnesängern, ja Heinrich von Melk bezeugt *troutliet* unter den rittern Österreichs für die zeit von 1160—1170. was uns davon überliefert ist, steht bereits unter romanischem einfluss; sollte dieser so rasch den weg vom äussersten westen nach dem äussersten osten hin gefunden haben, oder begreift er sich nicht leichter, sofern er die strasse von süden her einschlug? —

Was ich bisher vorbrachte über den gang der einwirkung provenzalischer lyrik durch die Lombardei und Friaul nach Innerösterreich und endlich in das Donauland, gebe ich durchaus nicht für einen *beweis* aus. ich hege eine gewisse scheu vor diesem worte, das heute ein geläufiger kunstausdruck ist, denn ich denke — nach einem vierteljahrhundert selbständiger wissenschaftlicher arbeit — sehr gering von der fähigkeit der philologie, irgend etwas im strengen sinne des wortes zu »beweisen«. ich glaube, wir täuschen uns in der freude des erfolges sehr oft selbst über die sicherheit unserer ergebnisse und halten einen mehr oder weniger hohen grad von wahrscheinlichkeit für eine gewissheit, die wir dann allzugerne als tatsache in weiteren geflechten von combinationen verwerten. dabei versäumen wir, die individualität des forschers, den durchschnitt von temperament, begabung und kenntniss, der sich mit dem material zur philologischen arbeit verbindet, gebührend einzuschätzen; und doch ist es dieser stets wechselnde factor, der allein in der geschichte unserer wissenschaft den fortschritt ermöglicht, indem er

immer wider mit besseren mitteln ausgestattet dieselben probleme angreift.

Doch nicht darauf will ich verweisen, sondern nur die fachgenossen aufmerksam machen, dass ich für meine vermutung erstens die möglichkeit, zweitens eine gewisse wahrscheinlichkeit, drittens aber keine sicherheit beanspruche.

7.

Ist die abhängigkeit des deutschen minnesanges von dem der Provenzalen und Franzosen ein kardinalsatz unserer litterarhistorie, so sind doch die ansichten über den umfang, die stärke und art des verhältnisses sehr verschieden. Bodmer, der erste (nach Diez, Poesie der Troubadours[2] s. 233), der diese abhängigkeit erkannte, stellt sich den einfluss insbesondere der Provenzalen auf die altdeutsche lyrik so bedeutend vor, dass er den ursprung der »schwäbischen« poesie geradezu in der provenzalischen sucht. in den »Neuen critischen briefen« (Seuffert legt mir die rare ausgabe von 1749 auf den tisch) widmet er den 10. bis 14. s. 58—98 diesen fragen; er nennt schon s. 63 Thomasin als einen welsch-deutschen poeten, macht s. 63. 81. 98 aufmerksam, dass die Italiener ihre lyrik von den Provenzalen gelernt haben, bringt

s. 95 ff. das erste beispiel deutscher nachbildung provenzalischer strophen (Folquet von Marseille und graf Rudolf von Neuenburg) und nennt dort schlechtweg die poesie der Provence die quelle des deutschen minnesanges. ich glaube, dass man heute im allgemeinen geneigt ist, der künstlerischen entwickelung, welche die romanische lyrik in dem deutschen minnesange gefunden hat, eine grössere selbständigkeit einzuräumen, und darin wird man recht haben.

Doch nicht darum handelt es sich hier. vielmehr soll erwogen werden, in welchem betrachte der deutsche minnesang von seiner romanischen grundlage aus sich eigentümlich entfaltet hat, welche unterschiede zwischen seinem charakter und dem seiner vorgänger deutlich hervortreten. es sei mir gestattet, dabei wider auf eine etwas abseits vom wege veröffentlichte arbeit von mir zurückzugreifen, den aufsatz »Über den biographischen gehalt des altdeutschen minnesanges«, Bettelheims Biographische Blätter 1895, 1 s. 39—52. dort habe ich zunächst versucht, mir die entstehung der provenzalischen lyrik aus den historischen verhältnissen verständlich zu machen und ihre besonderen züge herauszustellen. es ergab sich als wichtigstes die der frau als solcher in der poesie dargebrachte huldigung. dass darin wirklich das charakteristische der poesie der troubadours liegt, hat Gröber entscheidend bestätigt, der (a. a. o. s. 699) feststellt: indem die französische lyrik das conventionelle von der provenzalischen übernommen habe, sei in ihr auch die frauenhuldigung aufgetreten, die es vor-

her dort nicht gegeben habe. ganz in demselben verhältnisse stehen die Deutschen zu den Provenzalen: auch die älteste deutsche höfische lyrik überkommt von der provenzalischen die frauenhuldigung und mit ihr einen ganzen kreis von motiven (Stimming a. a. o. s. 30 ff.), der zuvörderst einfach entlehnt wird, wie wir bei der ersten generation der deutschen sänger leicht ersehen können. nebenbei bemerkt: das von den meistern Lachmann und Haupt veranstaltete sammelwerk »Minnesangs Frühling« nimmt jetzt allmälig eine zu weitgehende und von den herausgebern ursprünglich sicher nicht gewünschte autorität in anspruch; wer irgend über den älteren minnesang arbeitet, begnügt sich damit, dieses buch zu benutzen und auf das dort vorhandene material seine schlüsse zu bauen, so dass der verband der dort gedruckten sänger geradezu die bedeutung einer litterarhistorischen tatsache gewonnen hat. das ist aber gefährlich, denn diese auswahl ist kein canon und will keiner sein; mit recht hat schon Roethe (Anz. f. d. a. 16, 75) aufmerksam gemacht, dass sie zu eng ist, dass z. b. der graf Otto von Botenlauben (ferner Günther von dem Forste, vielleicht auch Hiltbolt von Schwangau, der markgraf von Hohenburg u. a. m.) fehlt. es wird sich daher empfehlen, den rahmen des bei untersuchungen über den älteren minnesang einzubeziehenden stoffes etwas weiter zu spannen.

Einige von den unterschieden zwischen der ausbildung und gestaltung derselben motive bei Provenzalen, Franzosen und Deutschen habe ich a. a. o.

s. 44 ff.) hervorgehoben. am wichtigsten scheint mir, dass die deutschen sänger die frauenhuldigung sofort in die formen des deutschen lehensdienstes bringen, das minnewesen, wie ich sagen möchte, sofern das wort Walt Whitmans nicht so übel klänge: »feudalisieren«. dieselbe wahrnehmung liegt, wie ich meine, der von Jeanroy am schlusse seines kapitels über die deutsche lyrik (s. 274 ff.) vorgetragenen, aber nicht sehr glücklich ausgedrückten bemerkung zugrunde: »il nous semble donc que les imitations allemandes ne remontent pas si haut que certains de leurs sujets passablement archäiques pourraient le faire croire, mais qu'elles ont conservé et transposé en quelque sorte dans une manière plus aristocratique des thèmes anciens empruntés primitivement à la vie populaire: la contradiction entre le style et le sujet ou les personnages est sensible«. diese sehr merkbare differenz zwischen der deutschen lyrik schon der ersten generation und ihren vorbildern habe ich mir a. a. o. s. 46 f. folgendermassen zu erklären getrachtet: »notwendig müssen die historischen zustände und die verhältnisse, unter denen diese entwickelung stattfand, in deutschen und romanischen ländern verschieden gewesen sein. irre ich nicht, so lässt sich das zeigen. vor allem mache ich aufmerksam, dass bei Provenzalen und Franzosen eine standesschicht viel weniger hervortritt, die vom 11. jh. an durch das 12. und 13. in Deutschland zu grosser bedeutung gelangt ist: die ministerialen oder dienstmannen. ursprünglich unfreie leute, sind sie durch

tüchtigkeit, wol auch durch bildung ausgezeichnet, zunächst als verwaltungsbeamte ihren adeligen herren unentbehrlich geworden, sind allmälig aufsteigend neben sie getreten und sogar über sie hinaus gelangt. insbesondere im reichsdienste und wider vornehmlich unter den Staufern haben diese ministerialen die angesehensten stellungen eingenommen. (das hat W. Nitzsch dargetan; vgl. noch Waitz, Verfassungsgesch.[2] 5 ed. Zeumer; v. Zallinger: Ministeriales und Milites; Lamprechts Wirtschaftsgeschichte durchweg; falsch Gervinus 1^5, 509.) trotzdem blieb bis weit ins 13. jh. hinauf ein gewisser makel der unfreiheit an ihnen haften: ehe zwischen adeligen und ministerialen setzte nach alter volksanschauung den besser geborenen teil dauernd herab und wurde deshalb gemieden. nun gehören, wie ich gefunden habe und anderwärts vielleicht noch ausführlich darlegen werde, die minnesänger der ersten epoche zum grössten teile diesem stande der ministerialen an, unter den älteren bedeutenderen finden sie sich, in den behandelten periode der deutschen lyrik machen sie gut zwei drittel der gesammtheit der dichter aus. sie sind um die wende des 12. und 13. jh. schon alle mit dem rittergurt ausgestattet. nun bedenke man, dass diese hervorragenden, gebildeten, zu hof- und staatsämtern verwendeten ministerialen in der ritterlichen gesellschaft der zeit den deutschen frauen adeliger abkunft entgegentraten, mit denen sie die vorzüge der bildung gemein hatten (vgl. Wackernagel, Littgesch. ^{2}1, 134 und anm.,

s. 306, anm. 22), von denen sie aber noch immer durch standesunterschiede getrennt waren. ergaben sich da die tatsächlich vorhandenen beziehungen der minne nicht von selbst, mussten die frauen nicht häufig ihre gemahle ungünstig mit den dienstmannen vergleichen, musste da nicht von vorneherein in diese poesie der ton der sehnsucht dringen, der innere zwiespalt eintreten, der sie charakterisiert? die werbung, mutiges zugeständniss und ängstliches versagen, die bedeutung der *êre* in diesen kämpfen des gemütes, die rolle der *merkære*, begreift sich das nicht alles sehr wol unter diesen voraussetzungen? wäre auch die leidenschaft der Deutschen geringer gewesen als die der Provenzalen, was man nach meiner kenntniss (gegen Gervinus) nicht annehmen darf, so erklärt doch der umstand, dass die frau durch ihre beziehung zu dem sänger oft nicht bloss in der ehe, sondern auch in der standesehre geschädigt zu werden fürchtete, das scheue, unsichere, vor allem aber die heimlichkeit des ganzen verhältnisses. von jahrzehnt zu jahrzehnt milderten sich die gegensätze und später, als der minnesang wirklich zur geselligen kunst geworden war, hatte diese ganze kunst ihre form schon fest aufgeprägt erhalten, war der rahmen gezogen, ausserhalb dessen sie sich nicht mehr bewegte, bis sie beim übergang in die kreise des bürgertums ihren sachlichen und persönlichen inhalt vollkommen einbüsste und zu blossen metrischen übungen sich erniedrigte. so, denke ich, versteht sich die besondere art der altdeutschen lyrik, wobei ich natürlich andere

momente, wie die verschiedenheit der begabung der völker u. s. w. zwar nicht unterschätze, hier aber nicht verhandeln will. ich bemerke nur noch, dass man das eindringen der chevalerie und des minnewesens meines erachtens jetzt noch immer um einige dezennien zu spät ansetzt. wenn in den liedern des Kürenbergers, öfter bei Meinloh von Seflingen, der begriff des *merkære* schon um 1170 ganz feststeht, wenn Friedrich von Hausen in den achziger jahren bereits über eine ausgebildete terminologie für die *huote* verfügt, dann müssen die den worten zugrunde liegenden sachen doch wenigstens durch ein menschenalter vorher aus dem westen eingedrungen und geläufig geworden sein, ganz abgesehen davon, dass wichtige punkte der ritterlichen lebensordnung sich auch selbständig in Deutschland mögen festgesetzt haben (Steinmeyer im Anz. f. d. a. 2, 144). das stimmt mit den beobachtungen überein, die wir an der geschichte der höfischen epik machen, und mit den zeugnissen, die uns die kirchliche litteratur der zeit über die sittlichen zustände Deutschlands gewährt.«

Ganz absichtlich habe ich an dem wortlaute dieser vor vier jahren geschriebenen darlegung beinahe gar nichts geändert, auch dort nicht, wo ich mich seither eines besseren belehrt habe. dass der romanische einfluss weiter zurückzuschieben ist, als man gemeinhin tut, halte ich auch jetzt noch fest (vgl. oben s. 11 ff.), und in der hauptsache, in dem hinweis auf die bedeutung des verhältnisses zwischen ministerialität und adel für die besonderheit des deut-

schen minnesanges habe ich sofort recht bekommen und brauche das damals gegebene versprechen einer weitläuftigeren arbeit darüber nicht mehr einzulösen. denn viel besser, als ich es je fertig gebracht hätte, und mit einem aufwand von mitteln und sachkenntniss, der mir unmöglich gewesen wäre, hat *Aloys Schulte* in seinem ausgezeichneten aufsatze »Die standesverhältnisse der minnesänger« (Zs. f. d. a. 39, 185—251) die ganze sache behandelt. wenn ich die ministerialen unter den minnesängern auf »gut zwei drittel« der gesammtzahl veranschlagt habe, so ist das, wie Schulte's listen s. 224 und s. 230 f. ausweisen, eher zu wenig als zu viel gewesen. und die darlegungen s. 189 ff. stellen den gegensatz zwischen den freiherrn und den unfreien dienstmannen wesentlich schärfer dar, als ich es auf meine hilfsbücher hin durfte. um so besser werden sich auch die folgerungen dadurch stützen lassen, die ich aus diesen geschichtlichen verhältnissen abgeleitet habe; vgl. dazu noch Jeanroy s. 286 ff. 296 ff. Streicher a. a. o. s. 178.

Damit hängt noch eine andere frage zusammen. unlängst hat *R. Becker* in seiner schrift »Der mittelalterliche minnedienst in Deutschland« (1895) die behauptung aufgestellt, die weiblichen personen, denen die minnesänger ihre verehrung poetisch ausdrückten, seien mädchen gewesen, nicht verheiratete frauen. es war ihm dabei, wie er selbst ausspricht, darum zu tun, das deutsche mittelalter, die zeit des ideales der frauentreue in Nibelungen und Kudrun, von dem vorwurfe poetischer verherrlichung des ehebruches zu

befreien. an sich ist das ein unsachlicher standpunkt, von dem eine wissenschaftliche arbeit nicht ausgehen darf: ob das, was unsere forschung ermittelt, das mittelalter auszeichnet oder herabsetzt, ob die ergebnisse uns lieb sind oder ärgerlich, das ist vollkommen gleichgiltig. wir wollen die wahrheit wissen und sonst nichts. überdies hat Becker noch übersehen, dass seine eigene these gleichfalls zu folgerungen über die sittlichkeit des mittelalters führt, die nicht eben erfreulich sind. oder wären die verschiedenen, nach ihren angaben zum teil erfolgreichen minneverhältnisse der ritterlichen dichter etwa nicht unsittlich? und wenn, was meiner ansicht nach der fall ist, diese ritter noch dazu selbst verheiratet waren, ergeben solche beziehungen zu mädchen dann nicht auch ehebruch? schon die theoretische betrachtung der lebensverhältnisse der ritterlichen gesellschaft Deutschlands im mittelalter ist der these Beckers nicht günstig (vgl. Öst. Littbl. 1896, s. 558 f.). in dieser gesellschaft haben mädchen, soweit ich weiss, überhaupt gar keine rolle gespielt: sie wurden streng, zum grössten teil in klösterlicher enge herangezogen und traten ins leben, indem sie sich verheirateten. erst von dieser zeit ab bildeten sie factoren des gesellschaftlichen daseins. da ist also, meine ich, kein raum für die entfaltung des minnesanges vorhanden. waren es mädchen, denen die altdeutsche lyrik galt, wie lange hätten sie mädchen bleiben müssen, wenn die kleinen romane unserer minnesänger in ihrem leben raum finden sollten? ehe ist die regel im alt-

deutschen rittertum, die vermählungen fanden sehr früh statt, mit ihnen aber hatte die poesie gar nichts oder sehr wenig zu schaffen, sie wurden vollzogen in erwägung der materiellen verhältnisse und der besonderen umstände in den für die wahl möglichen familien. für *huote* und *merkære* ist da ebensowenig gelegenheit wie heute, denn auf heimlichem verkehr der geliebten beruht die eheschliessung nicht, sondern auf den abmachungen der beteiligten verwandten. in dem heutigen bauernleben sind die wesentlichen züge der alten verhältnisse noch bewahrt.

Ganz abgesehen davon, dass Becker die von ihm angezogenen stellen der minnesänger unrichtig erklärt, andere hingegen bei seite lässt, die sich zu seiner auffassung nicht schicken, kommen noch weitere umstände in betracht, um uns diese hypothese ganz unwahrscheinlich zu machen. haben wir richtig gesehen, dass der gesammte höfische minnesang Deutschlands auf romanische vorbilder und einflüsse zurückgeht, so wird es für die frage von entscheidender wichtigkeit, wie bei den Provenzalen und Franzosen die verhältnisse lagen, ob dort die frau oder das mädchen den gegenstand des minnedienstes bildete. die aufklärung, welche wir von dort erhalten, lautet sehr bestimmt. eigentlich kennt unter den alten »objektiven gattungen« der Romanen nur die pastourelle das mädchen, die vilaine (Jeanroy s. 9 ff.). daher findet sich das mädchen in der höfischen liebeslyrik Deutschlands auch nur in den liedern der »niederen minne«, welche im letzten ende auf den anregungen und dem

vorstellungskreise der pastourelle beruhen. aber selbst in der pastourelle gibt es eifersucht auf die verheiratete bäuerin, schläge und merker, Jeanroy s. 47 ff. die anderen »objektiven gattungen« kennen überhaupt nur die verheiratete frau, so die *chansons dramatiques* (sons d'amour), Jeanroy s. 8 ff. 84 ff. (daher dann der monolog der dame), der *débat*, Jeanroy s. 55 ff. und die frau ist stets übel verheiratet (Gaston Paris a. a. o. s. 682 ff.), der gatte wird immer zurückgestellt und verliert die partie (auch in den tanzliedern, Gaston Paris s. 685, vgl. Jeanroy-Julleville s. 352 ff.). — ebenso verhält es sich in der höfischen lyrik im engeren sinne bei den Romanen. die Provenzalen besingen in dieser conventionellen poesie fast nur verheiratete frauen, äusserst selten mädchen (Stimming a. a. o. s. 28). dessgleichen die subjektive lyrik der Franzosen: *l'amour illégitime* steht in ihrem mittelpunkte (Jeanroy-Julleville s. 372 ff.), von allem anfange ab sind dort *discrétion* und *patience* die haupteigenschaften, welche von den liebenden gefordert werden (Jeanroy-Jullev. s. 373). und somit sind auch die merker, *losengiers*, des französischen minnesanges immer conventionelle personen, feste bestandteile des poetischen apparates. dasselbe gilt bei den Provenzalen, Stimming s. 33. darum ist es nicht zu glauben, dass im deutschen minnesange die sache anders gestanden habe, und der versuch Bergers a. a. o. s. 453, die verwünschungen der merker als stücke einer volkstümlichen überlieferung der lyrik zu beanspruchen, wird abgelehnt werden müssen.

Sind wir also darüber im reinen, so bedarf es noch einiger worte, um das benehmen der frauen in diesen verhältnissen zu erörtern. allbekannt und zeitweilig als eine tatsache der litteraturgeschichte geltend, ist die ansicht Scherers, der nach dem verhalten der frauen zwei abschnitte des minnesanges unterschied: einen älteren, in dem die frau begehrend und leidenschaftlich wirbt; einen jüngeren, während dessen sie in die unserem empfinden nach normale stellung der umworbenen zurückgekehrt ist, versagen oder gewähren steht ihr zu. diese sonderung entspricht schon für sich nicht ganz dem überlieferten materiale, denn die »frauenstrophen« der späteren lyrik sind auch von diesem tone der leidenschaftlichen neigung erfüllt, und Scherer musste sich damit behelfen, dass er weiters unterschied: die »frauenstrophen« beim Kürenberger waren »echt«, das heisst, wirklich von frauen selbst gedichtet; die »frauenstrophen« der nachfolger hingegen »unecht«, sie verkörperten nur die wünsche der sänger. war es schwierig genug, für diese hypothese ausreichende gründe aufzutreiben (Streicher versucht es, a. a. o. s. 171. 176), so wird das unternehmen noch bedenklicher, sobald wir unsere blicke wider der tradition romanischer lyrik zuwenden. schon die früheste provenzalische minnelyrik (Stimming s. 13 ff.) weist der frau eine leidenschaftliche rolle zu; Stimming leitet das zurück auf das epische element in der ältesten volkstümlichen lyrik, das den dichter durch die hergebrachte situation — zwei liebende — zwang, sich in die dargestellten persönlichkeiten dieser

»romanzen« zu versetzen. in der französischen minnepoesie der frühesten zeit sind die frauen die begehrenden, leidenschaftlichen (Jeanroy s. 219 ff.), ebenso in den *chansons d'histoire,* wo die männer um sich werben lassen (Jeanroy-Jullev. s. 351). Gaston Paris erklärt das durch die alte gepflogenheit, dass bei den maifesten die frauen allein unter sich tanzten, ein rest altrömischer volksüberlieferung (s. 408 ff.). unter diesen umständen kann die active rolle der frau im älteren deutschen minnesange nicht, wie Scherer seiner theorie von den wechsel männischer und weibischer epochen in der litteratur zu liebe will, der besonderheit eines abschnittes altdeutscher kultur zugerechnet werden, und es bleibt nichts übrig, als die von ihm aufgestellte unterscheidung fallen zu lassen (vgl. auch Jeanroy s. 226).

Wie steht es nun bei solcher sachlage mit den sogenannten »frauenstrophen« des deutschen minnesanges? Burdach schliesst eine sorgsame betrachtung des gegenstandes mit folgenden sätzen (Zs. f. d. a. 26, 367): »die frauenlieder haben, so viel ich sehe, einen dreifachen ursprung. einmal gab es wirklich von frauen gedichtete lieder, wie die unter Kürenbergs namen überlieferten beweisen, mag man über diese selbst auch anders denken als ich: sie waren bestimmt für den geliebten, sei es, dass sie unmittelbar vor ihm gesungen oder durch einen boten oder schriftlich ihm mitgeteilt wurden; oft waren sie antwortlieder; indem ein lied des mannes mit einem antwortliede der frau verbunden wurde, entstand der wechsel.

daneben werden männer früh solche frauenlieder nachgebildet haben: entweder benutzten sie dabei wirkliche äusserungen ihrer damen, bisweilen vielleicht wörtlich, oder sie folgten bloss ihrer phantasie. beide möglichkeiten schliessen sich übrigens nicht gegenseitig aus und von der einen zur anderen leiten unendlich viele abstufungen hinüber. endlich drittens wirkten auch die grossen monologe der höfischen epik ein: dass die selbstgespräche der Isalde bei Eilhart, der Lavinia bei Veldeke zusammenhang haben mit Hausens und Reinmars frauenliedern ist von mir nachgewiesen. da waltet dann am meisten fiction und das psychologische interesse überwiegt jedes andere.« in meinen buche »Über Hartmann v. Aue« (1894) s. 370 habe ich mich über die »echtheit« der frauenstrophen etwas zurückhaltender ausgesprochen und dort gesagt: »es lässt sich durchaus nicht von vorneherein abweisen, dass deutsche frauen selbst lieder gesungen haben (wie in der Provence). in vornehmen kreisen war während des 12. jhs. und darnach ihre bildung durchschnittlich feiner als die der männer; man lese die frauenbriefe in den correspondenzen der deutschen und französischen bischöfe jener zeit, um sich davon zu überzeugen. auch der inhalt der frauenlieder, der sehr verschiedenartig ist: bald gewährend, bald ablehnend, höhnisch, freundlich, klagend, erfüllt mit tadel und beschwerde, zuweilen mit lob und preis, spricht nicht wider diese möglichkeit. aber es kann sich auch oftmals so verhalten haben, wie die beispiele bei Ulrich von Liechtenstein lehren: die herrin sandte

mündlich oder schriftlich dem freunde eine botschaft, der dichter schuf sie dann in strophen um. endlich aber, und das ist gewiss in der späteren entwickelung des minnesanges häufig der fall gewesen, sind die frauenlieder überhaupt erfunden, und der hoffnungslose wunsch des dichters hat sich darin erfüllung vorgespiegelt.« heute möchte ich auch diese zugeständnisse an die »echtheit« der frauenstrophen noch etwas beschränken, denn die romanische überlieferung spricht durchaus nicht für sie. nur bei den ältesten, national-volkstümlichen der *chansons d'histoire* will Gröber s. 665 sie zulassen. Gaston Paris lässt die klage der frau aus den monologen der tagelieder entstehen, hält sie also für conventionelle poesie s. 167, vgl. auch Wackernagel, Altfr. lieder und leiche s. 177. Jeanroy spricht die frauenstrophen s. 96 ff. der französischen lyrik ganz ab (auch der deutschen s. 297 ff.) und bemerkt, es habe sich in ihnen ein eigener stil entwickelt, der ein kennzeichen der gattung ausmache (s. 299). Streicher (a. a. o. s. 184 ff.) hält die frauenstrophen überhaupt für dichterträume.

Es wird vielleicht nicht nötig sein, so weit zu gehen. jedesfalls kennt die geschichte der provenzalischen lyrik dichterinnen: 17 *trobairitz* werden namhaft gemacht (Stimming s. 19). allerdings, im deutschen minnesang ist kein einziger name einer dichterin überliefert. und Burdach, der a. a. o. s. 356 f. die »echtheit« der frauenstrophen beim Kürenberger verficht, meint s. 358 doch: »soll nun die unleugbar auffällige tatsache erklärt werden, dass in der ältesten

zeit die frauenstophen so unverhältnissmässig zahlreicher auftreten als später [ist das richtig?], so muss es zwar nicht als gewiss, wol aber als ziemlich wahrscheinlich gelten, dass ein teil, wo nicht die meisten, dieser frauenstrophen auch wirklich von frauen gedichtet sind. was dagegen sprechen könnte, will ich nicht verschweigen: aus der zeit des ausgebildeten minnesanges sind dichterinnen, wie etwa in Frankreich, nicht bezeugt. indes auch dies lässt sich begreifen: gegen die unnatürliche sitte des aus der fremde eingeführten minnedienstes und die modepoesie mögen die deutschen frauen eine tiefe abneigung empfunden haben, wofür auch anderes spricht.« ich bekenne aufrichtig, dass ich dieses argument nicht verstehe: das minnewesen, die systemisierte frauenhuldigung, soll den deutschen frauen widerwärtig gewesen sein, das, umgeben mit aller glorie einer überlegenen kultur, durch nahezu zwei jahrhunderte bei rittern und bürgern der deutschen dichtung farbe und inhalt verlieh? — richtig aber ist, dass wir keine beglaubigte frauenlyrik haben, und was wir dafür halten: MSF. 3, 1—6 und die verse im dritten der Tegernseer liebesbriefe, sowie die paar strophen im frauendienst Ulrich von Liechtenstein, das kann uns keine bestimmte vorstellung verschaffen. wir dürfen demnach und mit rücksicht auf die vom 11. jh. ab bezeugte geistliche schriftstellerei deutscher frauen die möglichkeit von frauenstrophen uns offenhalten, urkundliche gewähr dafür besitzen wir nicht.

Es wird sich nun fragen, ob der früher beschriebene unterschied zwischen deutschem und romanischem minnesang (oben s. 94 ff.) nicht auch auf deutschem boden zu der ausbildung eigener motive und kleiner gattungen geführt habe. das bisher verglichene material gestattet keine schlüsse: am reichsten sind für die ältere zeit die sammlungen, die Wilmanns in den anmerkungen zum 3. teile seines buches »Leben und dichten Walthers von der Vogelweide« untergebracht hat; sie sind aber hauptsächlich angestellt, um zusammenhang und entlehnung, nicht jedoch, um differenzen klar zu legen. und was die sonstigen spezialarbeiten über einzelne minnesänger dafür aufweisen, habe ich zwar durchgesehen, aber unergiebig befunden. theoretisch ist es nun nicht sehr wahrscheinlich, dass der deutsche minnesang im vergleich mit dem romanischen einen üppigen zuwachs an motiven erfahren haben werde. schon der französische ist, verglichen mit dem provenzalischen, viel ärmer an motiven, was bereits Wackernagel wahrgenommen hat und Gröber s. 669 mit den worten ausdrückt: »die lyrische topik ist im norden weniger umfangreich als im süden.« ein ganz eigentümliches verfahren hat Jeanroy eingeschlagen, als er die höfische lyrik der Franzosen mit der deutschen in diesem betrachte verglich. es ist ihm nicht entgangen, dass ein guter teil der deutschen minnelieder, insbesondere der ersten generation, älter ist als die entsprechenden französischen. wo nun motive, situationen und ihre behandlung auf beiden gebieten übereinstimmen, dort

nimmt er die priorität der Franzosen als selbstverständlich an und betrachtet die deutschen stücke als abhängige nachbildungen. wo aber die deutsche lyrik ein plus von motiven, gegen die französische gehalten, zeigt, dort nimmt er an, die französischen vorbilder seien verloren gegangen und fasst diese deutschen gebilde als mittelbare zeugnisse für einen einstigen, nicht überlieferten bestand der französischen lyrik auf. er benutzt also diese deutschen gedichte, um einen verlorenen reichtum des französischen minnesanges zu reconstruieren. er findet in der deutschen überlieferung z. b. als der französischen fehlend: geständniss der glücklich liebenden frau (s. 158); gelöbniss der liebenden frau, wider die verwandten ausgesprochen (s. 160); abschiedslied (s. 169); klage während der trennung (s. 170); freude bei der rückkehr (s. 172); vergessen werden durch den geliebten (s. 173). alle diese kleinen spielarten spricht er als reste des französischen minnesanges an, welche durch die deutsche nachahmung indirekt erwiesen seien. dieses verfahren ist schlechtweg unhistorisch. Jeanroy fragt gar nicht, ob hier etwa provenzalische lieder im deutschen nachgebildet seien. vor allem jedoch kommt es ihm gar nicht in den sinn, dass die französischen anregungen doch von den deutschen minnesängern fortgebildet sein könnten und der enge kreis von überlieferten motiven bei der umpflanzung auf deutschen boden selbständige sprossen getrieben und zweige angesetzt haben möchte. wir haben jedesfalls das recht, die dem deutschen minnesang eigentüm-

lichen bildungen von motiven so lange für deutsche erzeugnisse zu halten, als romanische vorlagen dafür nicht erwiesen sind.

Bei allen grösseren gattungen von motiven und formen wird die abhängigkeit ohnediess zugegeben werden müssen. so ist z. b. in der verwertung der kreuzzüge als poetisches motiv der romanische minnesang dem deutschen vorangegangen: der kreuzzug von 1147 hat den Provenzalen Marcabrun zu einer klage veranlasst, zu demselben zuge ist 1146 das älteste französische kreuzfahrerlied gesungen worden (Gaston Paris, Hist. de la litt. franç. au moyen âge, 2e éd., § 124). nachmals spielt der geliebte als kreuzritter in der französischen lyrik eine wichtige rolle, Jeanroy s. 99 f. — die »minnelehre« stammt aus der Provence, Stimming s. 33. sie ist dann besonders in der französischen lyrik gepflegt und ausgebildet worden, begründet auf dem satze, dass die liebe eine kunst und die quelle aller höfischen tugenden sei, Jeanroy-Jullev. s. 373 ff. der deutsche minnesang betreibt diese liebesdidaktik sehr reichlich und lebhaft, wie man schon aus meiner ungefähren zählung ersehen mag, Biogr. Bl., 1, 45 f. darnach ist es wol sicher, dass auch diese höfische liebestheorie romanischen ursprunges ist; Jeanroy will s. 285 ff. schon die ältesten deutschen liebeslieder von ihr erfüllt wissen. jedesfalls wird man die gnomik des minnesanges, soweit sie hierher gehört, sorgfältig prüfen müssen und nicht, wie Berger a. a. o. s. 457 ff. tut, sie einfach für volkstümlich halten dürfen. — aus der höfischen

dorfpoesie entwickelt sich, indem an deren realistische art angeknüpft wird, die besondere gattung des herbstliedes, wie es Steinmar, Hadloub und andere pflegen; auch dafür bot die französische lyrik die vorgänger: das »speiselied« des Colin Muset ist schon in dieser art gedichtet, später die sachen von Olivier Basselin, vgl. Wackernagel, Altfr. lieder und leiche s. 74 ff. 183. 235. — und selbst die ausdehnung der spruchpoesie auf das politische gebiet, in welcher Walther von der Vogelweide seine glänzendsten erfolge gewann, war längst in der Provence betrieben worden, wo männer wie Bertran de Born sogar das lied der politik dienstbar gemacht hatten.

Und dieses verhältniss besteht während der ersten fünfzig jahre unseres minnesanges in allen gegenden Deutschlands gleichermassen. ihm gegenüber schwinden die landschaftlichen unterschiede, welche Scherer zwischen dem Donaugebiete und den Rheinlanden geltend machte, was den inhalt anlangt, ins unbedeutende zusammen, vgl. Jeanroy s. 278 ff. 294 f. im stil und der behandlung von strophe und versbau mögen differenzen bestehen bleiben; es fragt sich dann übrigens, ob nicht auch sie auf die verschiedenheit der benutzten romanischen vorbilder zurückzuführen sind.

Selbst dort, wo die deutung der einzelnen tatsachen zweifelhaft sein möchte, erhält sie ihre bestimmte richtung durch das gesammte verhältniss der deutschen zur französischen kultur während des 11. bis 13. jhs.: wir brauchen uns nicht an die höfische epik

zu erinnern, in der theologie und dem betriebe der von ihr beherrschten und durchsetzten wissenschaften, in der liturgik, der predigt, überall finden wir die spuren eines ausgedehnten verkehres, eines überraschend schnellen und engen anschlusses (vgl. meine Studien zur geschichte der altdeutschen predigt 1896 s. 141 f.): überall gibt Frankreich, empfängt Deutschland.

8.

Am wenigsten wissen wir infolge der mangelhaften überlieferung von der musik des minnesanges. und auch dieses wenige ist sehr schwer zu beurteilen, zum mindesten für mich, denn obzwar ich nicht ganz ohne musikalische bildung bin, sehe ich doch ein, dass zwischen dem musiker und dem musikhistoriker ein grosser abstand liegt, der nur durch weitläuftige und eingehende studien überwunden werden kann. nun sind aber gerade von der musikgeschichte die entscheidenden aufschlüsse für eine ganze reihe von fragen betreffs des deutschen minnesanges zu erwarten; alles, was wir jetzt darüber sagen können, trägt desshalb den charakter des vorläufigen.

So herrscht schon durchaus ungewissheit über die art, wie die minnelieder vorgetragen wurden.

selbst die instrumente und ihre gebrauchsweise sind uns nicht hinlänglich bekannt: die zusammenstellungen im 6. kapitel des 1. bandes von Alwin Schultz »Höfisches leben zur zeit der minnesinger« dürfen bei dem unkritischen verfahren des autors nur mit vorsicht benutzt werden; über die geigeninstrumente unterrichtet sehr gut Ambros im 2. bande seiner Geschichte der musik s. 238 ff. jedesfalls, denke ich, dürfen wir daran gemäss den überlieferten zeugnissen festhalten (Ambros s. 238; Burdach, Reinmar und Walther s. 177 ff.), dass zu den in der melodie vorgetragenen liedern des sängers eine instrumentale begleitung vorhanden war, mag sie auch nur in einzelnen angeschlagenen und gehaltenen tönen bestanden haben (Restori s. 399). ob diese begleitung schon in moderner weise musikalisch gestaltet war, ist äusserst zweifelhaft (vgl. Jacobsthal, Zs. f. d. a. 20, 84 ff. Restori s. 398). gewiss durfte ich sagen (Walther² s. 56 f.): »die vorstellung, die man jetzt insgemein von der sache hat, dass nämlich der fahrende mann auf der fiedel gespielt und dazu gesungen habe, ist unrichtig. zwei hauptarten von geigen sind uns aus dem mittelalter bekannt: die eine, welche wie heute an den hals gesetzt wurde; die andere legte man über die knie und griff mit der linken hand die saiten, indess die rechte den bogen führte. wahrscheinlich besass man auch kniegeigen in gestalt des violoncello. bei keinem von diesen streichinstrumenten ist es dem spieler möglich, gleichzeitig zu singen, insbesondere aber zu singen, wie es die minnepoesie forderte, so

nämlich, dass der inhalt vollkommen und in der richtigen weise accentuiert den hörenden vernehmlich wurde. entweder begleitete sich der sänger auf einer kleinen knieharfe (*liet slagen* nennt das Neidhart) oder er begleitete sein lied überhaupt nicht, sondern spielte nur die melodie und sang es dann.« ganz in derselben weise erörtert jetzt Restori die schwierigkeiten eines liedvortrages, den der mittelalterliche sänger der früheren meinung nach selbst begleiten sollte (s. 398): »il ne pouvait alors être question d'accompagnement dans le sens moderne du mot; je ne crois pas non plus que l'instrument ait pu jouer à l'unisson, à cause des difficultés matérielles que présentaient la position et le maniement d'un instrument à archet et qui devaient empêcher la même personne d'exécuter à la fois un morceau de chant et de musique instrumentale. tout au plus cela aurait-il été possible avec une harpe ou un autre instrument à cordes pincées.« dabei trägt jedoch Restori eine sehr gute vermutung vor. im anschlusse an eine stelle des *Chanson de Horn* sagt er von dem sänger: »il répète donc sur l'instrument le motif qu'il avait exécuté d'abord avec la voix. ce mode simple et primitif d'exposition musicale qui est encore dans toute l'Italie employé par les aveugles, les chanteurs populaires et les racleurs de violons, doit avoir été celui de ces nombreux artistes qui chantaient eux-mêmes leurs chansons et jouaient de la viole.« ich kann bestätigen, dass die heute noch übrigen einzeln wandernden sänger der deutschösterreichischen länder,

jetzt meistens alte leute, in ganz ähnlicher weise vortragen: und zwar wird zuerst die melodie auf der geige gespielt (wie ich annahm), darauf folgt das gesungene lied, bei welchem die guten taktteile auf der umgehangenen und rasch zum gebrauch übergedrehten guittare mit accorden accentuiert werden; zum schlusse folgt dann wider die melodie auf der geige.

Ist man aber denn überhaupt an die vorstellung gebunden, dass der minnesänger seine lieder selbst zugleich vortrug und musikalisch begleitete? die vorhandenen zeugnisse verlangen das durchaus nicht. bei den Provenzalen wird zwischen den ausführenden *joglars* und den dichtenden *trobadors* unterschieden; beide können aber auch in denselben personen zusammenfallen, beide auch paarweise umherziehen, Stimming s. 16 f.). in Frankreich pflegen die sänger und die spieler von instrumenten verschiedene personen zu sein. und in Deutschland war das kaum anders: Walther von der Vogelweide nennt einmal seinen knappen Dietrich, den er auf seine fahrten mitnahm und der ihm wol die nötige hilfe geleistet hat. Ulrich von Liechtenstein und spät nach ihm der graf Hugo von Montfort sangen auf dieselbe weise, unterstützt durch einen begleiter.

Gleichfalls nicht ganz klar ist es, ob die minnepoesie nur einstimmigen, oder auch mehrstimmigen gesang kannte. zwischen den älteren annahmen Nisard's, der die melodien des minnesanges alle aus polyphonen compositionen ableitete und daher alle

minnesänger für contrapunctisten erklärte, und der gegenteiligen annahme von Fétis, der nur einstimmigen minnesang zuliess, schlägt Restori einen mittelweg ein, der wol auch nach den darlegungen von Ambros der richtige ist. es gab also einstimmigen und mehrstimmigen minnesang, nur darf man sich den mehrstimmigen nicht gemäss der modernen weise des polyphonen satzes vorstellen (Jacobsthal a. a. o. s. 71 ff. vgl. jetzt die darlegungen von H. Rietsch, Die Monsee-Wiener liederhs. 1896, s. 163—217). jedesfalls reichen auch die motette, in denen verschiedene stimmen mit verschiedenen texten auf denselben tenor componiert wurden, sehr weit hinauf (vgl. die aufschlussreiche schrift von W. Meyer, Der ursprung des motetts 1898), und sammlungen französischer motette (Gaston Raynaud, Recueil de motets français des XIIe et XIIIe siècles, 1883) sind schon im 12. jh. veranstaltet worden. das war nun zunächst freilich geistliche musik; aber wo anders, denn in geistlichen häusern und von kirchlicher kunstübung sollen denn die minnesänger zumeist ihre musikalischen kenntnisse erworben haben? ich weiss sehr wol, dass man vieles von der melodik des minnesanges auf volksmusik zurückführt (so Jacobsthal a. a. o. und neuestens Restori s. 392 ff.), ich kann darüber nicht wol urteilen. gewiss aber ist, dass die zeugnisse, welche die minnesänger selbst in ihren dichtungen darbieten, die technischen ausdrücke, welche sie selbst verwenden und die von anderen zur charakterisierung ihrer musik gebraucht werden

(sehr hübsch handelt darüber Burdach, Reinmar und Walther s. 177 ff.), nur auf eine gelehrte kunst sich beziehen (der Spervogel wird ein fahrender gewesen sein, der die neue kunst nicht erlernte). diese mag man sich ja (wie von den Provenzalen bezeugt ist, Stimming s. 16) bei einzelnen meistern an höfen angeeignet haben (vgl. Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein, Tristan usw.); aber das sind dann nur mittelglieder zwischen den jüngeren sängern und zwischen der kirchlichen musik, die man als die letzte quelle auch der musikalischen kunst der höfischen lyrik wird ansehen dürfen (die motette stammen nach Meyer's erweis aus den antiphonen der kirche). dass componist und dichter getrennte personen waren, wie es bei den motetten vorkommt (W. Meyer s. 125), das braucht auch für den deutschen minnesang nicht ausgeschlossen zu werden. sind doch mehrstimmige gesänge nach art des motetts schon im französischen volksgesange des 12. jhs. möglich gewesen (Gröber s. 661, vgl. Restori s. 400 ff.). jedesfalls halte ich einen engen zusammenhang zwischen kirchlicher und weltlicher musik schon im 12. jh. für sehr wahrscheinlich (kirchlichen motetten wurden schon früh weltliche texte unterlegt).

Der hauptzweck, den der künftige minnesänger anstrebte, sobald er sich musikunterricht ertheilen liess, bestand darin, dass er befähigt werden sollte, selbständig neue melodien zu finden. wir dürfen uns den aufwand geistiger arbeit, der dabei erfordert wurde, nicht allzu gross vorstellen. die bildung einer

melodie gieng nach überlieferten und ziemlich einfachen gesetzen vor sich (Jacobsthal s. 85 ff., Restori s. 392 ff., Rietsch s. 179 ff.). trotzdem legte man auf die selbständigkeit der melodie den grössten wert. das ist für die Romanen allgemein anerkannt (Restori s. 398), und Gaston Paris fasst die regel, übertragen von der melodie auf die strophenbildung, in folgendem satz zusammen (La littér. franç. au moyen âge, 2e éd. ff. 125): »la forme de chaque strophe est inventé à nouveau pour chaque pièce par le poète et constitue pour celui qui l'a inventée une propriété qu'on ne peut lui enlever sans plagiat; il n'a même pas le droit de se répéter lui-même.« unter den 60 liedern des Thibaud von Champagne stimmen nicht zwei im strophenbau vollständig überein; allerdings genügte schon eine sehr unbedeutende veränderung, um einer melodie oder dem baue einer strophe den charakter der neuheit zu verleihen. alle übrigen analogien veranlassen uns, für den deutschen minnesang auch der ältesten zeit ähnliche verhältnisse anzunehmen. die frage nach dem eigentum von melodie und strophen ist bekanntlich bei uns aus anlass von Pfeiffers (heute beinahe vergessener) hypothese über den Kürenberger als verfasser des Nibelungenliedes sehr eingehend erörtert worden. Wilmanns hat darauf hingewiesen, dass in MSF. sich tatsächlich identische strophen vorfänden, allerdings nur in so geringer zahl, dass sie als ausnahmen die regel bestätigen dürften. denn der deutsche minnesang war doch nicht als meistersingerschule organisiert, so dass es jedem

einzelnen dichter allzeit möglich gewesen wäre festzustellen, ob seine melodie schon früher verwendet worden sei oder nicht. und weiters: was im druck sich uns als dieselbe strophe in zwei beispielen darstellt, konnte doch musikalisch sehr verschieden sein. denselben hebungszahlen und reimstellungen konnten sehr abweichende melodien entsprechen (vgl. Roethe, Reinmar von Zweter s. 159, anm. 196). darum ist die frage auch für den älteren deutschen minnesang noch nicht völlig erledigt, für den späteren hat das eigentum der melodie gewiss gegolten.

Schon aus diesen erwägungen ist zu schliessen, dass die *wîse* bei der entstehung eines minneliedes wichtiger war als der text (vgl. unten s. 126 f.). es fällt daher auch der musik entscheidende bedeutung für die geschichte des minnesanges zu: die romanische dreiteiligkeit der strophen, die auf der widerholung und dem refrain des alten volksgesanges beruhen soll, wandert von der Provence zu den Franzosen und Deutschen; die unterschiede zwischen provenzalischer und französischer lyrik sind zunächst in den unterschieden der melodienbildung begründet (Restori s. 395 ff.) und werden auch zwischen Romanen und Deutschen bestanden haben. demgemäss sprechen auch verschiedene forscher das übergewicht der musik über die poesie beim minnesange sehr bestimmt aus; am weitesten geht Gröber, der seine darstellung der »weltlichen lyrik« s. 659 mit dem satze beginnt: »die bezeichnungen für formen der musikalischen unterhaltung, mit denen texte sich verbinden können,

sind in litteraturwerken des zeitraumes sehr zahlreich.« bei uns hat Burdach mit nachdruck die bedeutung der musik für die geschichte des minnesanges hervorgehoben und gezeigt (Reinmar und Walther s. 179 f.), dass die berühmten lobverse Gottfrieds von Strassburg über die kunst Walthers von der Vogelweide sich eigentlich nur auf seine musikalischen leistungen beziehen. wir haben von Walther, der somit als der erste der grossen musiker bezeichnet werden darf, die Österreich hervorgebracht hat, 101 texte zu seinen compositionen; ziemlich genau stimmt dieser ertrag eines reichen künstlerlebens mit dem seines hochbegabten concurrenten Neidhart von Reuenthal überein, der einmal davon spricht, dass er 104 melodien und texte componiert und verfasst habe. wir mögen aus alledem entnehmen, dass uns bei dem verluste fast sämmtlicher aufzeichnungen von melodien aus der frühzeit des deutschen minnesanges auch das einzige mittel gebricht, diese kunst recht und in ihrem vollen umfange zu würdigen. ob sich der mangel wird jemals ersetzen lassen? —

Damit gelange ich endlich dazu, die frage zu erörtern, um derentwillen, genau genommen, alles vorhergehende geschrieben worden ist: darf den mitteilungen der deutschen minnesänger, die sie in ihren liedern über die verhältnisse und schicksale ihrer liebe, der geliebten, über die eigenen erfah-

rungen im minneleben vortragen, irgend welche glaubwürdigkeit beigemessen werden? ist es uns erlaubt, indem wir ihre angaben wörtlich nehmen, sie für die biographie ihrer urheber zu verwerten, die entwickelung ihres inneren und äusseren lebens daraus zu erschliessen? — die antworten werden auf diese frage auch heute noch sehr verschieden ausfallen: ich zweifle nicht, dass so viele abstufungen, als zwischen »ja« und »nein« überhaupt möglich sind, in den ansichten der fachgenossen über den gegenstand auch vertreten sein werden.

Wilmanns versagte der gesammten deutschen minnepoesie in bezug auf ihren substantiellen gehalt von angaben über erlebtes, über zustände und vorgänge, jeden glauben (Leben und dichten Walthers von der Vogelweide s. 164 ff.). Burdach wehrte sich dagegen (Anz. f. d. a. 9, 350) und meinte, er habe »keinen anlass, zu bezweifeln, dass Walthers lieder, wenigstens die aus der zeit seiner selbständigkeit, wo er den einfluss der Reinmarschen und Hausenschen poesie überwunden hatte, ausdruck wirklicher erlebnisse seien. oft gewiss ausdruck gegenwärtiger erfahrungen, aber auch vergangener. das gefühl, welches er darstellt, kann an anderen beobachtet sein, dann ist es miterlebt, mitempfunden, jedesfalls immer wirklich, niemals ersonnen oder gemacht. bei den übrigen minnesingern sind unterschiede wahrzunehmen: von den bedeutenden wirklichen dichtern unter ihnen gilt das gleiche wie von Walther, also namentlich von Morungen, am wenigsten von Reinmar,

von Rudolf von Neuenburg«. anderwärts (Anz. f. d. a. 12, 190) hält er »die biographische ausdeutung der mhd. lieder mit wenigen ausnahmen für unfruchtbar.« vgl. Wilmanns, Zs. f. d. a. 29, 55 anm. demgegenüber habe ich die verwertung des älteren minnesanges für die biographien der dichter zu retten versucht: in meinem buche »Über Hartmann von Aue« s. 355 ff. 370 ff. dann wider in dem bereits citierten aufsatze »Über den biographischen gehalt des altdeutschen minnesanges« (Biogr. Bl. 1, besonders s. 48 ff.). wer dem verlaufe meiner diessmaligen darstellung hier mit einiger aufmerksamkeit gefolgt ist, wird nicht verwundert sein, zu finden, dass ich diesen standpunkt nicht länger innehalte, dass ich es aufgebe, die wahrheit des inhaltes der minnelieder zu verteidigen. ich muss zurücknehmen, was ich a. a. o. über die scheidung der lieder Hartmanns und ihre anordnung auf den inhalt hin vorgetragen habe. auch in meinem buche über Walther würde ich heute verschiedenes anders stellen, als ich getan habe, obzwar dort tiefer einschneidende veränderungen nicht vorgenommen zu werden brauchten. vgl. Burdach, ADB. 41, 50 f. die erörterungen von Franz Saran in seiner abhandlung »Über Hartmann von Aue« Paul-Braune's Beitr. 23, 1—35 haben mich überzeugt. ich beschäftige mich hier nicht mit der beurteilung der methodischen mittel, welche aufgebracht worden sind, um die bisherigen zu ersetzen, da man doch auch auf die verwertbarkeit der strophenordnungen in den alten hss. unter voraussetzung der existenz von liederbüchern

beinahe ganz verzichten musste. ich beurtheile daher hier weder Burdach's, an Scherer anknüpfende versuche, an die stelle der erforschung des inhaltes, die der »künstlerischen entwickelung, des stils im weitesten sinne des wortes« zu rücken, noch das neueste unternehmen Sarans, der eine sinnreich construierte rhythmik zum massstabe der formalen ausbildung der dichter zu machen wünscht und sich dabei der (allerdings erst zu beweisenden) voraussetzung bedient, dass die einzelnen poeten in regelmässigem fortschritt sich entwickelt hätten. die gründe, welche mich bewegen, die irrealität des inhaltes für den deutschen minnegesang zuzugestehen, fasse ich in folgende erwägungen zusammen.

Erstens: in der für das aufkommen und die entfaltung der altdeutschen lyrik durchaus massgebenden minnedichtung der Romanen fehlt es durchweg an einer realen, erlebten grundlage des inhaltes der lieder. so stellt Stimming die sache bei der provenzalischen lyrik dar s. 28 ff., so Gröber für die Franzosen s. 674 ff., Jeanroy s. 10 ff. und an verschiedenen stellen seines werkes. dafür kann man die pflege des minnesanges als einer kunst zur höfischen unterhaltung verantwortlich machen. ferner die heimlichkeit der verhältnisse, welche die convention der gesellschaft zwischen damen und dichtern verlangte. freilich steht damit in einigem widerspruch das treibende motiv des ehrgeizes, der in der Provence und in Frankreich die frauen veranlasste, den sängern günstig zu sein, um sich den ruhm ihrer lieder zu sichern.

die wirklichkeit wird aber da schon ein mittleres zwischen verschweigen und verrat, zwischen zurückhaltung und preisgebung gefunden haben. ist die (oben s. 95 ff.) dargelegte auffassung richtig, wornach der deutsche minnesang infolge der eigentümlichen historischen verhältnisse die poesie noch mehr »feudalisierte«, so ist für ihn eine noch weitere beschränkung der realität des inhaltes zu erwarten, die auch, verglichen mit dem der Provence (Stimming s. 30 ff.), wirklich vorhanden ist. — weiters erforderte die rolle des minnesanges bei der unterhaltung der höfischen gesellschaft, dass dem inhalte der vorgetragenen lieder das persönliche und allgemeine möglichst abgestreift werde; denn sollten die lieder allgemein verständlich sein, dann durften sie möglichst wenig anspielungen enthalten, die das persönliche eigentum der nächst beteiligten waren. diesen gesichtspunkt hat Gröber s. 663 sehr gut herausgehoben, er gilt ebenso für den deutschen minnesang. — endlich beruht die höfische lyrik der Romanen in ihrem ursprunge auf den »objektiven gattungen«, deren irrealität offenkundig am tage liegt. man denke nur z. b. an das tagelied: der ruf des warnenden wächters, wenn er nur irgend so stattfand, wie die poesie ihn beschreibt, musste doch die liebenden alsbald verraten! vgl. Roethe, Anz. f. d. a. 16, 75.

Zweitens: dass der deutschen minnesang gerade der älteren zeit wirkliche erlebnisse in biographisch verwertbarer gestalt darstellt, wird äusserst unwahrscheinlich durch die unselbständigkeit seines ganzen

wesens. lieder, in denen fremde muster nachgebildet werden, können unmöglich echte persönliche empfindungen ausdrücken. das betont vornehmlich Jeanroy s. 280. 282 ff. freilich braucht das nicht unbedingt der fall zu sein: es kann auch ein wahres gefühl durch den anstoss eines fremden vorbildes ausgelöst werden, im ganzen wird das aber doch sehr selten vorgekommen sein (auch nicht bei Heinrich von Morungen, dessen originalität, wie ich glaube, zu stark betont wird). man muss im auge behalten, dass der minnesang in Deutschland nicht bodenständig aufgewachsen ist, dass er in der Provence schon die höhe seiner ausbildung erreicht hatte, und fast ebenso in Frankreich, dann aber erst als bereits fertige kunst nach Deutschland gelangte. die forderung, dass der inhalt der lieder allgemein verständlich sei, wurde dabei schon mitgebracht. dafür zeugt auch, dass mit sehr geringen ausnahmen die mundartlichen besonderheiten in der sprache der lyriker viel stärker zurücktreten als bei den gleichzeitigen höfischen epikern oder gar in der voraufgehenden geistlichen poesie. wenn Conon von Bethune sich um 1180 beklagte, dass er in Paris wegen des artesischen dialektes seiner minnelieder getadelt worden sei, und darauf hin besserung verspricht (Gröber s. 664), so wäre ein solches vorkommniss in Deutschland angesichts des uns überlieferten materiales nicht leicht möglich gewesen. mit welcher mühe locken wir Walther von der Vogelweide ein paar mundartliche reime ab, und der dichter der höfischen dorfpoesie, Neidhart von Reuenthal,

dem stoff und neigung die realistische behandlung nahe legten, wie wenig besonderheiten des wortschatzes und der sprache sind ihm abzugewinnen! beruhte unsere kenntniss der deutschen dialekte des mittelalters auf unserer lyrik, dann möchte es damit sehr übel stehen.

Drittens: je bedeutender der anteil der musik an der ausbildung des minnesanges war, desto mehr muss der text an wichtigkeit einbüssen, desto geringer war das interesse, ihn mit realem gehalt zu erfüllen. tonstücke ohne texte, wie sie Frankreich kennt (Gröber s. 664), haben wir in Deutschland allerdings nicht. aber dass es auch im deutschen minnesange formen gegeben hatte, in denen der musik ein starkes übergewicht über den text zustand, das wird nicht in abrede gestellt werden können. wäre es z. b. unmöglich, dass man in einzelnen fällen strophen, die derselben melodie folgen, aber inhaltlich gar nicht unter einander zusammenhängen und desshalb von unseren kritikern jede für sich nach einander gestellt wurden, als teile einer mehrstimmigen composition aufzufassen hätte? oder dürfte man glauben, dass in solchen fällen auf dieselbe melodie eine anzahl von strophen gedichtet wurde, die aber nicht sämmtlich vorgetragen zu werden brauchten, so dass das lied zu verschiedenen zeiten, ähnlich den couplets unserer volkssänger, mit einer verschiedenen anzahl von strophen gesungen werden konnte? — noch gar manche solche fragen wären zu verhandeln: sie mögen aber leichter aufgeworfen als beantwortet werden. —

Und sonach wäre denn der deutsche minnesang überhaupt alles realen gehaltes bar? mit nichten —; einmal wird man schon aus der masse von dichtungen, welche unter diesem gesammtnamen begriffen wird, die spruchpoesie ausscheiden müssen. so sehr man sich ehedem bemüht hat, die grenze zwischen spruch und lied zu beseitigen, die übergangsformen hingegen hervorzuheben, es lässt sich nicht läugnen, dass zwischen den beiden gattungen ein wesenhafter unterschied besteht. der drückt sich vor allem klar durch das verschiedene verhältniss aus, das lied und spruch zur musik haben. für das lied ist die melodie von grösster wichtigkeit, nach ihr richtet sich sein bau, oder, umgekehrt, der bau der strophe prägt sich in der melodie aus. für den spruch ist die melodie von sehr geringer bedeutung, hunderte von sprüchen können auf eine melodie verfasst werden; es fragt sich, ob nicht die sprüche auch in blosser rhythmischer recitation vorgetragen werden konnten. die beobachtung hat gelehrt, dass zwischen der metrischen praxis in lied und spruch bei denselben dichtern unterschiede obwalten; sie sind gewisslich auf differenzen der musikalischen behandlung zurückzuführen. und sie pflanzen sich noch auf die spätere zeit fort: Seuffert sagt mir, dass die schwänke und die meisterlieder des 15. jhs. (z. b. von Hans Sachs) nach verschiedenen metrischen grundsätzen gebaut waren. mit den sprüchen nimmt übrigens der grösste teil unserer politischen poesie von historischem gehalt eine sonderstellung ein.

Nun kommen aber doch auch in den minneliedern selbst geschichtliche daten vor; wäre diesen die realität abzusprechen? keineswegs. solche stücke gehören zum teil der nachkommenschaft der »objektiven gattungen« an, wie die »klagen«, die kreuzlieder u. a. m. zum teil aber zeugen auch sie dafür, dass doch den texten der lieder in höfischen kreisen einige beachtung muss geschenkt worden sein. man wird es eben nicht für einen zufall halten dürfen, dass in Deutschland die alten minnesängerhandschriften ohne musikalische notierung überliefert worden sind: diese texte waren also zum lesen bestimmt, sie bildeten eine litterarische gattung. die musik zu ihnen ist sogar für die nachwelt gänzlich verschwunden.

Das legt uns für die abschliessende betrachtung grosse vorsicht und zurückhaltung auf. waren schon den mitlebenden zeitgenossen der sänger die vorgänge, welche sich in den liedern behandelt fanden, gleichgiltig, wurden sie ganz oder teilweise als gebilde der phantasie angesehen, wie sie fremden vorbildern nachgeahmt oder in fortlaufender kunsttradition erzeugt waren, — die stimmungen, die mit ihnen zum ausdrucke gelangten, sie mussten bei echten dichtern auch echt sein. freilich gerade sie entziehen sich vollkommen jeder biographischen deutung und auf diese werden wir für den altdeutschen minnesang nahezu ganz verzichten müssen. das ist aber in viel späteren zeitläuften unserer poesie auch nicht anders: die dichtung der humanisten, die renaissancepoesie und noch die anakreontik, sie alle verkleiden das wirkliche

erlebniss in ein überkommenes, in ein modekostüm, so dass wir für die äussere geschichte der poeten nichts damit anfangen können; aber auch dort ist unter der wirklichen dichtung die Stimmung echt, sie trägt das beschriebene unwahre oder halbwahre erlebniss zur poetischen wahrheit empor.

Und wäre das überhaupt vielleicht die praxis aller poesie als kunst? atmet bei der volkslyrik die dichterische stimmung in typischen situationen und motiven, wie sie von mund zu mund wandern, so prägt sich das subjective empfinden der kunstlyrik, die der schrift anvertraut wird, gleichfalls in einem bestande vorgegebener objectiver tatsachen aus, welche den echten edelglanz der poesie umschliessen wie die fassung den kostbaren stein. und dieses juwel birgt auch der altdeutsche minnesang: an den starken dichterpersönlichkeiten und ihrer echten empfindung, welche seine epoche hervorgebracht hat, freuen wir uns dann nicht minder, wenn wir uns bestrebt haben, sein aufsteigen historisch zu verstehen.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Von demselben Verfasser:

Ueber die Marienklagen. Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung in Deutschland. 4°.
Preis fl. 2.— = Mk. 4.—

Die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts. 8°
Preis fl. 1.— = Mk. 2.—

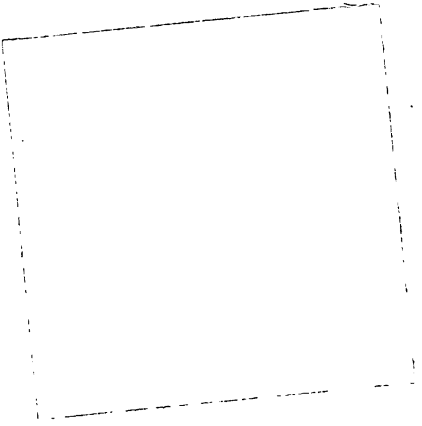
Vorauer Bruchstücke des Wigalois. Gratulationsschrift der Eberhard-Karls-Universität Tübingen zur 400jährigen Stiftungsfeier August 1887, gewidmet von der Karl-Franzens-Universität Graz. Fol.
Preis fl. 5.— = Mk. 10.—

Ueber eine Grazer Handschrift latein.-deutscher Predigten. Festschrift der Karl-Franzens-Universität zur Jahresfeier am 15. November 1890. Gr. 8°.
Preis fl. 1.80 = Mk. 3.20

Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. 5. stark erweiterte Auflage. (7.—9. Tausend.) 8°.
Preis brosch. fl. 1.80 = Mk. 3.—
in Leinen geb. fl. 2.40 = Mk. 4.—
in Liebhaberband fl. 3.— = Mk. 5.—

Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen. 8°. Preis fl. 7.— = Mk. 12.—

Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung. Vier Abhandlungen. 8°.
Preis fl. 3.60 = Mk. 6.—



To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

DEC 15 1960

Stockton, Calif.

ML 183 .S365 C.1
Die Anfange des deutschen Minn
Stanford University Libraries
3 6105 042 445 911

ML183
S365

DATE

esanges.

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

OCT 17 1955